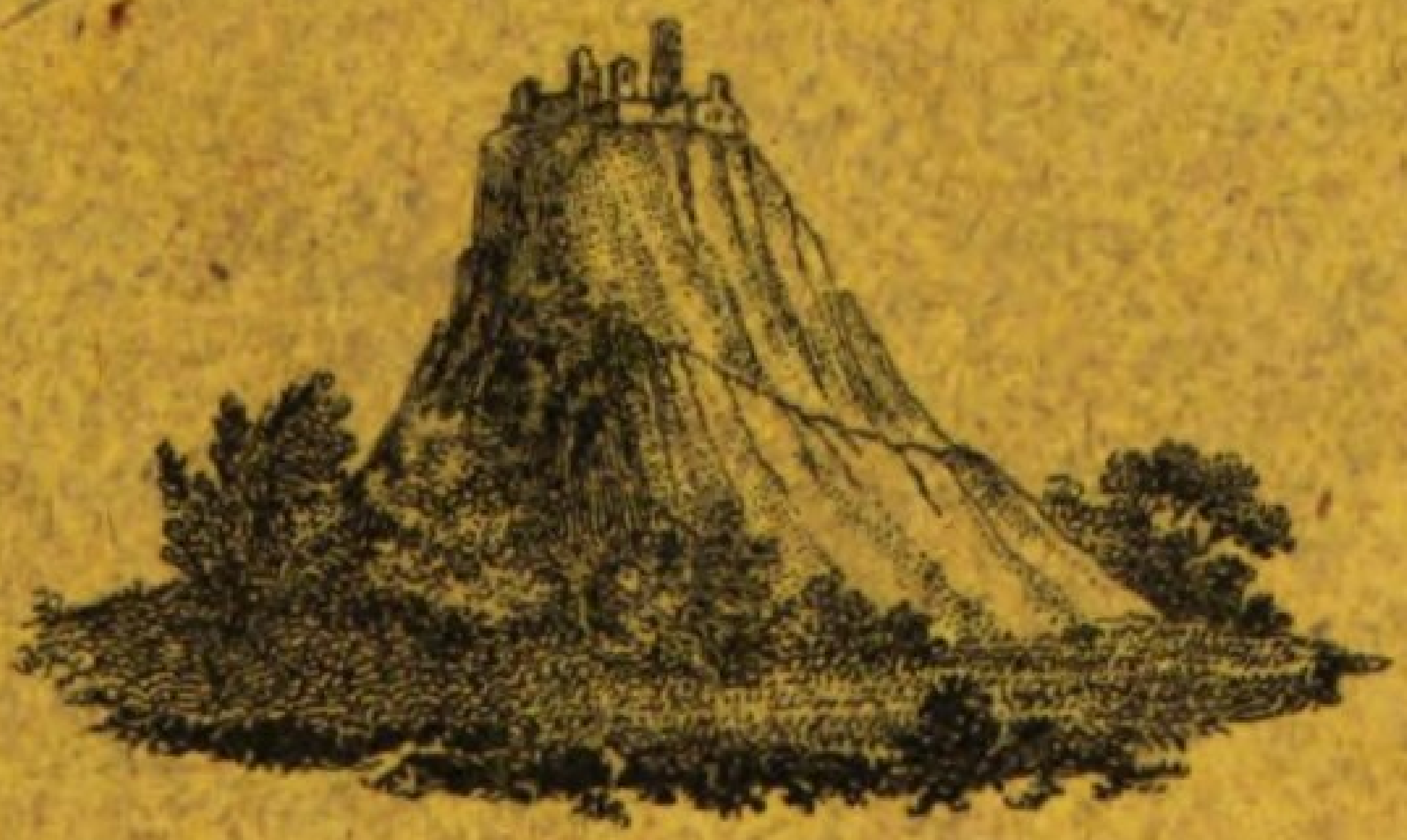
P. O. germ. 1271 gb Scherr

Sagen aus Schwabenland.

Von

H. Scherr.



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sagen aus Schwabenland.

Von

H. Scherr.

Immer war es mein größtes Vergnügen, in unheimlichen Forsten und wilden Gegenden umherzuwandeln, durch verfallenes Gemäuer, Burg- und Klosterruinen zu kriechen; alte, grauenerregende Volkssagen anzuhören, sie treu im Gedächtnisse zu bewahren und in traulichem Kreise sie wieder zu erzählen.

Der Romantiker.

Reutlingen,
Verlag der lithographischen Anstalt und Verlagsbuchhandlung
von
Johann Conrad Mäcken jun.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An L. Uhland.

Hier bring ich Mähren Dir aus alten Tagen,
Wie ich im Schwabenlande sie gefunden.
Ich habe draus Dir einen Kranz gewunden,
Du Kündiger der hohen Heldensagen.

Ich würde sie Dir nicht entgegentragen,
Hätt' ich bei Deinem Sang nicht stets empfunden,
Du wollest, daß von Fesseln sie entbunden,
Sich frei in alle Gau'n und Hütten wagen.

So nimm' denn hold und freundlich, was ich biete,
Erscheint es Dir auch kleinlich und geringe,
Empfange statt der That den guten Willen.

Es schlummert unentwickelt Viel mir im Gemüthe,
Doch ob, wornach ich ringe, mir gelinge,
Ich weiß es nicht; — die Zeit sie mags enthüllen.

Der rothe Zwerg.

Der rothe Zwerg.

Hermione. Kommt, setzt euch zu uns,
Erzählt Etwas!
Mamilius. Was Lust'ges oder Ernstes?
Hermione. So lustig, als ihr wollt.
Mamilius. Was Ernstes paßt zum Winter.
Ich weiß was von Gespenstern.
Hermione. So erzählt uns das, Herr.
Wintermährchen.

Auf jenem Theile der schwäbischen Alp, welchem vorzüglich der Name Alpuch beigelegt ist, weidete vor langer, langer Zeit ein junger Schäfer seine kleine Heerde. Rolf wurde er geheißen, und war ein schlanker, schöner Bursche, mit blonden Locken und rothen Wangen. Sein Vater, ein friedlicher Hirte, wie er, war längst gestorben. Seine Mutter, eine fromme Frau, hatte Rolf, ihr einziges Kind, in guter Zucht heranwachsen sehen, und sie freute sich zuweilen heimlich über ihres Sohnes schmucke Gestalt, und dankte Gott, wenn sie sah, daß der Jüngling, ihre Lehren und Warnungen beachtend, seine Herzenseinfalt und heitere Sitten immer bewahrte. Der Wittwe Besitzthum war klein; es bestand aus einer Hütte, in einem einsamen Thälchen des Alpuchs gelegen, einem Gärtchen und einer kleinen Heerde von Ziegen und Schafen. Mutter

und Sohn lebten einfach und da ihre Bedürfnisse nie die Mittel, jene zu erlangen, überstiegen, auch zufrieden.

An einem schönen Frühlingsmorgen trieb der junge Hirte seine Heerde aus dem heimathlichen Thälchen weg in die rauhere Gebirgsgegend. Er wandelte heiter vor seinen Schafen her und erfreute sich des fröhlichen Geblöckes, womit die Thiere den schönen Morgen begrüßten. Der zottige Lullu, sein treuer Hund, sprang munter um ihn her, und strich dann wieder pfeilschnell über die Trift hinweg, die Heerde mit lustigen Sprüngen umkreisend. Auf den bewaldeten Höhen sangen die Vögel gar lustig und Alles war Wonne und Freude. Auch Rolfs Herz überließ sich ganz den frohen Empfindungen des jungen Frühlings, und innig erfreut sang er vor sich hin:

Der Winter ist geflohen,
Schon schlagen die Blättlein aus,
Es singen die liederfrohen
Vöglein im Mutterhaus.
Juhei! Die Lämmer springen,
Die Lerchen sich erschwingen;
Mir ist so wohl, so wohl!

Während der Jüngling, gleichsam Alles um sich her vergessend, sorglos dahinschlenderte, war er allmählig in eine der ödesten Gegenden des Alpuchs gekommen. Da er sich nun, wie es ihm dünkte, unversehens von schroffen Felsen und wildem Gestrüppe umgeben sah, und seine Augen sich auf den, mit lautem Tosen von einer hohen Felskante niederstürzenden Bergstrom richteten, und die finstern

Tannen gewahrten, welche die unheimliche Stelle düster beschatteten, da wurde es ihm zu seinem nicht geringen Schrecken klar, daß er sich im Bereich des mächtigen Berggeistes, des rothen Zwerges, befinde. Alle die Mähren, welche ihm seine Mutter über den rothen Zwerg erzählt hatte, und worin dieser Kobold stets als ein hinterlistiges, bösartiges Wesen geschildert wurde, traten nun lebhaft vor des Jünglings Gedächtniß. Rasch wollte er sich und seine Thiere dem gefährlichen Bereiche entziehen, wo der gefürchtete Kobold ungehindert seine tückische Macht üben konnte; aber er bemerkte zu seinem nicht geringen Schrecken, daß seine Schafe und Ziegen sich weit in die Felsentrümmer und ins wilde Gebüsch verloren hatten. Mit Hülfe seines Hundes begann er die Thiere eilig zusammen zu treiben, doch gelang ihm dieses nur mit vieler Mühe, denn die Schafe fraßen begierig das hie und da aus den Steinmassen üppig emporschießende Gras, und die Ziegen nagten genäschig an den Gebüschen umher, und wollten sich durchaus nicht wegtreiben lassen; sey es nun, daß das Futter ihnen besonders angenehm war, oder daß sie durch geheimen Zauber an die Stelle festgebannt wurden. Endlich hatte jedoch der junge Schäfer seine Heerde auf einen Haufen versammelt, und begann sie vorsichtig, und so schnell, als möglich von dem gefährlichen Platze hinwegzuführen. Eben wandte er sich von der wilden Höhe hinab in ein freundliches Thal, als sein Hund, nachdem er seine Schnauze bedächtig schnuffelnd in die Luft gehoben, plötzlich

ein lautes Gebell ausstieß. Rolf, dem es wohl bekannt war, daß der verständige Lullu seine Stimme nie ohne Ursache erhob, schaute forschend umher, um den Gegenstand zu erblicken, welcher des Hundes Aufmerksamkeit erregt hatte. Er forschte nicht lange umsonst, denn auf einer Felskante, die jäh hinab hing ins Thal, gewahrte er eine weibliche Gestalt. Des Jünglings erste Empfindung war Schrecken, und dieser trieb ihn an, seine und seiner Heerde Schritte zu beschleunigen; doch konnte er nicht umhin, sich dann und wann nach der Erscheinung auf dem Felsen umzusehen. Einmal blieb er sogar stehen und als er es wagte, seine Blicke fest auf die Gestalt zu richten, die ihm hier so wunderbar erschien, däuchte es ihm, sie winke ihn zu sich heran. „Winke nur", dachte Rolf anfangs; „ich bin kein solcher Narr, daß ich wieder in den bezauberten Bereich zurückgehen möchte, da ich ihm noch mit heiler Haut entsprungen. Du möchtest mich mit deinem Winken bloß wirre machen, mich von meiner Heerde zu trennen, um dann sowohl mich, als meine Thiere an einen Ort des Verderbens zu locken." So dachte Rolf und glaubte sehr klug zu handeln, wenn er sich schnell von dem Lockvogel entfernte; allein ein besseres Gefühl sagte ihm, die Gestalt könne auch eine Unglückliche seyn, die in des rothen Zwerges Hände gerathen, ihn durch ihre stummen Winke um Beistand anflehe. Durch diesen Gedanken wurde er zum Stehen bewogen. Er sah zurück, und immer noch stand die Gestalt, von schneeweißen Gewändern

umflossen, auf der Felsenspitze und winkte dem Jünglinge freundlich und bedeutsam zu.

Endlich faßte Rolf Muth, und ging, seine Heerde unter Lullus Aufsicht stellend, entschlossen auf die räthselhafte Erscheinung zu. Als er derselben so nahe gekommen war, daß er ihre Gesichtszüge deutlich erkennen konnte, erstaunte er über deren strahlende Schönheit. Reiche blonde Locken beschatteten des Mädchens glänzende Stirne und fielen in anmuthigen Ringeln nieder auf den schneeigen Nacken, der an Weiße mit dem mackellosen Gewande wetteiferte, welches faltenreich und schamhaft die zierlich gebauten Glieder umschloß. Die blauen Augen der Jungfrau blickten, wie milde Sterne, unter den feingezogenen Braunen hervor, und den lieblichen Mund umschwebte ein holdseliges Lächeln.

Des Jünglings Auge hing staunend an der herrlichen Gestalt; er konnte den Blick nicht von ihr wenden, doch wagte er es nicht, ein Wort an sie zu richten. Das schöne Mädchen betrachtete den Jüngling ebenfalls unverwandt und nach dem Ausdruck ihrer Mienen zu schließen, schien sie eben so freudig erstaunt zu seyn ob seinem Anblick, wie er ob dem ihren. Doch brach sie zuerst das Stillschweigen.

„Sey mir gegrüßt, fremder Jüngling!" sprach sie, das Auge schüchtern senkend; „sieh, ich bin auf die Felsen geklettert, und nun habe ich den hinabführenden Weg verfehlt. Deßwegen bitte ich dich, mir deine Hand zu reichen, daß ich sicher hinabsteigen kann."

Rolf eilte, die schüchtern ausgesprochene Bitte zu erfüllen. Auf seinen Schäferstab gestemmt, schwang er sich leicht den Felsen hinauf, und reichte dem erröthenden Mädchen den starken Arm. „Verzeiht, edle Jungfrau,“ sprach er, „wenn ich Euch keinen bessern Weg führen kann, als über diese gezackten Felsen. Aber Ihr werdet mich entschuldigen, wenn ich Euch sage, daß ich in dieser Gegend des Gebirges fremde bin, und also die Wege und Stege hier nicht kenne.“ Mit diesen Worten leitete er die schöne Unbekannte sorgsam zur ebenen Erde hinab. Dort angekommen dankte ihm das Mädchen für den erwiesenen Freundesdienst. „Vielleicht,“ sagte sie, „kann ich dir einst deine Hülfe vergelten; jetzt aber lebe wohl! ich muß sogleich zu meinem Vater zurückkehren, der mich gewiß besorgt erwartet. Lebe wohl!“ Bei diesen Worten entzog sie dem Jünglinge sanft ihre Hand, die er in der seinen hielt, und ihm noch einen freundlich dankenden Blick zuwerfend, verschwand sie rasch in dem Gebüsch.

Rolf stand lange wie versteinert, als die Liebliche seinen Augen entschwunden; dann raffte er sich zusammen, und folgte seiner Heerde, welche unter Lullus Aufsicht ruhig im Thale weidete. Er brachte den Tag damit zu, über das seltsame Abentheuer, welches er gehabt, nachzudenken. Spät am Abende führte er die Thiere zurück zur väterlichen Hütte. Seine Mutter, seines langen Ausbleibens wegen besorgt, kam ihm entgegen, nach der Ursache seines Zögerns fragend. „Ich wollte den Thieren die Freude

an dem langentbehrten grünen Futter recht lange gönnen, Mutter," entschuldigte sich der Jüngling, „ich selbst vergaß das Heimgehen, als der wiedergekehrte Frühling mich so fröhlich umfing." Mutter Else war mit dieser Entschuldigung zufrieden, und nachdem Rolf seine Heerde in die Hürden gebracht, setzten sich Mutter und Sohn zum einfachen Abendbrod.

Am folgenden Morgen war Rolf frühe auf, und nachdem er Abschied von seiner Mutter genommen, und ihr versprochen hatte, heute früher als gestern heimzukommen, führte er die Heerde zu den frischbegrasten Hügeln hinan. Wie am vorigen Tage erquickte das freundlichste Frühlingswetter die Erde; aber es schien, als ob es seinen bezaubernden Einfluß auf das Gemüth des Jünglings verloren hätte. Er achtete heute nicht auf das muntere Spiel der Fischlein im klaren Bergbächlein; er bückte sich nicht, das wonnige Kind des Frühlings, das zarte Veilchen, zu pflücken; der Lerche frohes Geschmetter und der Drossel melodischer Sang ging ungehört an seinem Ohre vorüber; denn vor seiner Seele stand unbeweglich das liebliche Bild der gestrigen Erscheinung. Ein bisher unbekanntes Gefühl glimmte langsam, aber gewaltig in des Jünglings stillem Gemüthe, — das hohe Gefühl der ersten heiligen Liebe. Es hatte sich noch nicht deutlich in ihm entfaltet; aber ein tiefes Sehnen erfüllte seine Brust, und trieb ihn hin zu der gefürchteten und doch so geliebten Stelle. Dort angekommen, ließ er seine Heerde in dem Thale grasen, das nach den Erzählungen

der alten Hirten, das Gebiet des rothen Zwerges begrenzte, bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze und sprach ein andächtig Gebet, das ihn seine Mutter als Mittel gegen die Anfechtungen böser Geister gelehrt. Dann ging er frohen Muths hinauf zu den Felsen, von welchen er gestern die schöne Unbekannte herabgeleitet hatte. Hier rief er sich alle Umstände, welche die Erscheinung des reizenden Mädchens begleitet hatten, in das Gedächtniß zurück, und seine Augen schweiften von Fels zu Fels und hafteten auf dem Gebüsche, welches am vorigen Tage seinen Blicken das entzogen hatte, was er jetzt so sehnlich wieder zu sehen hoffte. Lange forschte und harrte er umsonst. Getrieben von der Begierde, wo möglich den Aufenthalt der Geliebten kennen zu lernen, ging Rolf kühnlich weiter, ohne auf die Gefahren zu denken, denen sich, nach der Sage, die aussetzten, welche so keck waren, des rothen Zwerges Grund und Boden zu betreten. Nur einem Gedanken Raum im Herzen gebend, beflügelte er seine Schritte, und bald stand er dem einsamen Wasserfall und den finstern Tannen gegenüber, aus deren Nähe er gestern so scheu geflohen. Heute nun hatte die Stelle nichts Schreckhaftes für ihn, denn an einer Seite des Wasserfalles saß, von einer Gruppe junger Erlen umgeben, die holde Unbekannte. Sie schaute sinnend in den Strudel des wilden Stromes nieder, und Rolf konnte sich ihr, ohne bemerkt zu werden, bis auf wenige Schritte nähern. Die Verlegenheit, welche den Jüngling, dem Gegenstand seiner ersten Liebe

gegenüber, gewöhnlich befällt, verbot unserm Rolf, das geliebte Mädchen aus seinem Sinnen zu stören, und während sein Auge trunken auf der herrlichen Gestalt verweilte, harrte er geduldig und ehrerbietig, bis sie ihn bemerken würde. Endlich wandte sich die Jungfrau und ein Strahl ihres seelenvollen Auges fiel auf Rolf. Erröthend über sein plötzliches Erscheinen schlug sie den Blick züchtig nieder; doch bald ihre Unbefangenheit wieder gewinnend, grüßte sie den jungen Hirten freundlich und zutraulich.

„Verzeiht mir, edle Jungfrau, „erwiederte Rolf auf ihren Gruß, „verzeiht mir, daß ich Euch aufsuchte, aber Euer freundliches Bild wich nicht von meiner Seele, seit Ihr mir gestern erschienen, und ich konnte nicht ruhen, bevor ich Euch wiedergesehen."

Aber wie heißt du denn, guter Jüngling, und wohnst du hier auf diesen Bergen?

„Rolf nennt man mich, und ich bewohne nicht weit von hier mit meiner Mutter eine kleine Hütte. Sage mir nun auch deinen Namen, und wie es kommt, daß du hier in dieser wilden Gegend weilst."

„Rossa nennt mich mein Vater, mit dem ich in diesen Bergen wohne."

„Und wer ist denn dein Vater?" fragte Rolf weiter.

„Nun er ist mein Vater," entgegnete die Jungfrau mit der Unbefangenheit eines Naturkindes;" o, er ist mir ein guter Vater und ich liebe ihn sehr."

„Und bist du mir nicht auch gut, holde Maid?" fragte schüchtern der Jüngling, die Geliebte mit einem Blicke reiner Zärtlichkeit ansehend.

„Warum nicht, Rolf?“ entgegnete Rossa, seinen leisen Händedruck sanft erwiedernd; dein Auge ist mild und treu, und du bist freundlich und gut.

Von diesem Augenblicke an war der heilige Bund dieser kindlich reinen Herzen geschlossen. Traulich besprachen sich die Liebenden, und die Wildniß umher dünkte ihnen ein ewig lächelnder Himmel. So waren ihnen ein paar Stunden wie ein glücklicher Augenblick vergangen, als sie plötzlich aus der Ferne den Namen „Rossa“ rufen hörten. Als Rossa diesen Ruf vernommen, sprach sie zu dem glücklichen Jünglinge: „Mein Vater ruft mich, ich muß sogleich zu ihm eilen. Morgen findest du mich hier; bis dahin lebe wohl!“ Nach diesen Worten eilte sie rasch den Felspfad am Wasserfall hinauf, und verschwand eben so schnell, wie gestern, Rolfs Blicken. Dieser kehrte hierauf zu seiner Heerde zurück. „Wie glücklich!“ sprach er, „wie glücklich bin ich doch; denn Rossa liebt mich!“

Der junge Schäfer war viel zu kindlich gegen seine Mutter gesinnt, als daß er ihr verschwiegen hätte, was ihn so beglückte. Die gute Mutter horchte erstaunt der Erzählung ihres Sohnes; ihr Erstaunen wich aber einem tödtlichen Schrecken, als sie von Rolf erfuhr, sein Abentheuer habe in dem gefährlichen Bereiche des rothen Zwerges statt gefunden.

„O mein Sohn,“ rief sie aus, „was hast du gethan? In die Klauen des gefährlichsten aller Bergkobolde hast du dich sorglos gewagt? Wehe dir, wehe deiner Heerde! O ich ahne Schreckliches

Die schöne Maid, von welcher du sagst, daß sie dir ihre Liebe geschenkt, ist gewiß eine böse Elfe, welcher der rothe Zwerg eine schöne Gestalt gegeben, um dich kirre zu machen, damit er dich desto sicherer verderben könne."

So äußerte sich die besorgte Mutterliebe. Rolf aber bestritt die böse Meinung seiner Mutter zwar bescheiden, doch fest. „Seyd unbesorgt, Mutter," sprach er, „morgen werde ich Rossa wiedersehen, und von ihr selbst erfahren, daß eure Furcht ungegründet ist. In solch lieblicher Gestalt, in ihren milden Augen kann kein böser Geist versteckt seyn. Indessen seyd unbesorgt. Trage ich nicht das hochgeweihte Kreuz an meinem Halse, welches mir der fromme Klausner auf dem St. Bernhardusberge geschenkt; und bete ich nicht fleißig den heiligen Spruch, welchen Ihr mich als Schutz gegen böse Geister gelehrt? Was soll ich also fürchten?"

Auf das Zureden seiner Mutter ließ Rolf am folgenden Tage die Heerde im heimathlichen Thale; er selbst aber machte sich, nachdem er den Muttersegen erhalten, auf, um, wo möglich, die Geheimnisse zu enthüllen, von welchen die liebliche Rossa umgeben war. Angekommen bei dem Wasserfalle harrte er der Geliebten. Er schwelgte im Vorgefühl des seligen Augenblicks beglückter. Liebe, und seine Einbildungskraft führte ihm Rossa in immer edlerer, immer himmlischerer Gestalt vor. Als er nun so in seine Träumereien verloren, niederschaute in den schäumenden Bach, hörte er plötzlich hinter sei-

nem Rücken eine rauhe Stimme die Worte: „Was suchst du auf meinem Grund und Boden?" sprechen. Erzürnt über die rohe Störung, wandte sich Rolf nach dem unbekannten Sprecher, und stand ob seinem Anblicke erstarrt und von tödtlichem Schrecken betroffen. Alles Schaurige, was er je in Ammenmährchen und Hirtensagen gehört, schien in der schreckbaren Gestalt, welche vor ihm stand, vereinigt zu seyn. Nach dem Namen des Ungethüms brauchte er nicht lange zu forschen; es war der rothe Zwerg. Klein und mißgestaltet in allen Verhältnissen war des Kobolds Körper beinahe viereckig geformt. Das unförmlich große Haupt mit den glotzenden Katzenaugen wurde von struppigen, brennend rothen Haaren gar schaurig beschattet. Der Hals schien dem Zwerge ganz zu mangeln, denn sein Kopf saß unmittelbar zwischen breiten, weitvorstehenden Schultern. Der schlotternde Wanst hing über die dünnen Schenkel, und die Füße, ungehobelten Klötzen vergleichbar, standen in schreiendem Mißverhältniß mit den sichelartigen Spindelbeinen. Ein feuerfarben Kleid, von welchem der Zwerg seinen bezeichnenden Namen erhalten, umgab seine plumpen Glieder, und einen schwarzen Stab hielt er in seiner rothbehaarten Faust.

Rolfs Schrecken glich einer tödtlichen Erstarrung, als ihm diese schreckliche Gestalt da erschien, wo er die liebliche Rossa zu sehen erwartet hatte. Er stand regungslos und seine Augen starrten das Ungethüm an, wie auf ihn festgebannt. Der Zwerg

stieß, als er den armen Jüngling so erschreckt sah, ein krächzendes Gelächter aus seinem schwarzen Schlunde, und fragte wieder mit seiner rauhen Stimme: „Was willst du in meinem Gebiete?“

Durch diese wiederholte Frage aus seiner Erstarrung emporgerüttelt, murmelte Rolf: „Alle gute Geister —;“ „Stille, stille mit deiner albernen Beschwörung!“ lachte der Zwerg, „sie wird mir Nichts anhaben auf meinem Grund und Boden. Rechtfertige dich, warum hast du mein Gebiet so leichtsinnig betreten; was suchst du hier?“

Rolf mit einer guten Quantität natürlichen Muthes ausgestattet, beschloß dem Umgethüm keck und entschlossen entgegenzutreten, und ihm geradezu den wahren Grund seines Hierseyns anzugeben; „denn,“ dachte er, „was hilfts, wenn ich ihn zu täuschen suche; er weiß gewiß so gut, als ich, daß ich eine schönere Gestalt, als die seinige, hier erwartete. Wenn nur Rossa an seiner Erscheinung unschuldig ist! Um mich selbst bin ich unbesorgt; Gott schütze meine gute Mutter!“ Von solchen Gedanken geleitet, erwiederte der Jüngling auf des Zwerges barsche Frage: „Ich kam hieher, eine edle Jungfrau zu sehen.“

„Eine edle Jungfrau zu sehen,“ brummte der Zwerg, „wenn ich dir nun sage, närrischer Junge, daß das Mädchen, welches du hier erwartest, meine Tochter ist.“

„Eure Tochter?“ fiel Rolf dem Kobold in

die Rede; „nein das ist unmöglich," setzte er hinzu, ohne sein Erstaunen zu verbergen.

„Weißt du, naseweiser Knabe," schrie der Zwerg zornig, indem seine Augen wie feurige Kohlen glühten; „weißt du, was möglich oder unmöglich ist! Geh, du Thor, bald sollst du erfahren, daß Dinge möglich sind, von welchen du dir die Möglichkeit nie träumen ließest. Jetzt aber sage ich dir: verlasse mein Gebiet auf der Stelle, wenn du nicht wünschest, mit zerbrochenen Gliedmassen in jenen Abgrund geworfen zu werden. Geh, geh, und lasse dich nimmer hier blicken; denn sonst ist dein Verderben gewiß."

Bei den letzten Worten streckte der Zwerg drohend seine mächtige Faust gegen den Jüngling aus, und dieser entfernte sich eiligen Schrittes aus der unheimlichen Nähe des häßlichen Kobolds. Als er die felsige Wildniß verlassen, glaubte er noch das krächzende Gelächter des Gebieters derselben zu hören, und dieser wüste Ton trieb ihn an, seine Eile zu verdoppeln, bis er endlich beinahe athemlos und ganz erschöpft in dem väterlichen Thale ankam. Hier kniete er nieder und im heißen Gebete errang er die nöthige Fassung, um unbefangen vor seine Mutter treten zu können. Er verschwieg, um ihr Schrecken und Unruhe zu ersparen, sein Zusammentreffen mit dem gefürchteten Berggeist; und ihre Fragen nach dem schönen Mädchen beantwortete er ausweichend, doch so, daß Mutter Else keinen Verdacht schöpfen konnte.

Von diesem Tage an schien das ganze Wesen

des jungen Schäfers umgewandelt. Er, sonst der lustigste Bursche im Gebirge, ging jetzt traurig umher, und ein geheimer, aber desto tieferer Gram nagte an seinem Herzen. Sonst war kein Hirtenfest im Gebirge gefeiert worden, ohne daß Rolf die tanzenden Paare angeführt, und Alles mit seiner Fröhlichkeit belebt hatte; jetzt verließ er die Umgebungen der väterlichen Hütte nie mehr, und nimmer hallten Fels und Wald von seinen fröhlichen Liedern, oder dem Jodeln seiner Hirtenschalmei wieder. Zu dem Liebeskummer des armen Jünglings gesellten sich bald auch harte Unfälle, um seinen Muth gänzlich niederzudrücken. Seine Ziegen und Schafe wurden presthaft und eines der armen Thiere starb nach dem andern dahin, ohne daß die alten Hirten, welche Rolf der Krankheit wegen um Rath fragte, den Grund derselben angeben konnten. Sie schüttelten bedenklich den Kopf und meinten, der junge Hirte solle eine Wallfahrt unternehmen, und an irgend einem heiligen Orte seine Beichte ablegen, denn bei der Krankheit seiner Heerde gehe es nicht mit natürlichen Dingen zu. Rolf war bereit, ihren Rath zu befolgen, allein er wurde durch ein neues, noch größeres Unglück davon verhindert. Ein strenger Winter kam herein ins Gebirge, und Alles mit Eis und Schnee umhüllend, unterbrach er das gesellige Leben der Bergbewohner. Mutter Else wurde durch eine schwere Krankheit aufs Siechbett geworfen, und der Eifer für ihre Pflege verdrängte in Rolfs kindlich gutem Herzen jeden andern Gedanken.

Wenn er dann nach einer schlaflosen Nacht, worin er jeden Athemzug der kranken Mutter ängstlich bewacht hatte, sich erhob, um den wenigen Ziegen, welche ihm noch geblieben, ihr nothdürftiges Futter zu mähen und ihre Milch zum Bedarf der Kranken herbeizuschaffen, dann dachte er oft mit heißen Thränen an die dunkeln Drohungen, welche des Zwerges räthselhafte Worte ausgesprochen, und welche nun leider nur zu bald in Erfüllung gegangen. Endlich als Else's Krankheit auf den höchsten Gipfel der Gefahr gestiegen war, und Rolf schon an der Rettung der unendlich geliebten Mutter verzweifelte, da brach die todte Hülle des Winters, und der Frühling stieg wieder herab ins Land. Wie brünstig dankte der Jüngling Gott, als die Bergpfade wieder frei wurden von ihrer schneeigen Decke, und die Erde mit ihrem zarten Grün die Augen zu erquicken begann.

Der Frühling ist die Zeit der Hoffnung, der Wonne. Er heilt mit seinem Hauche wunde Herzen und macht Kranke genesen. Die zartesten Gefühle ruhen unter seinem Fittich, und der glimmende Götterfunken der heiligen Liebe belebt sich durch sein mildes Wehen. Das Herz des Menschen öffnet sich der reinsten Freude, und sein Gemüth überströmt unwillkührlich in frommem Dankgefühl gegen die ewige Gottheit. Tausend Blüthen werden ins Leben gerufen, und des großen Gottes treuer Spiegel, die majestätische Sonne, verwandelt mit Zauberkraft in wenigen Tagen die schneeige Wüste in ein blüthenvolles Paradies, in welchem tausend Blumen dem Menschen

entgegenduften, in deren zarten Aeuglein er die kindliche Aufforderung zur Freude liest.

Rolf fühlte den wohlthätigen Einfluß der schönen Jahreszeit. Sein Herz öffnete sich der frischen Hoffnung, und ein großer Theil seines Kummers verschwand, als er bemerkte, wie seine gute Mutter sich allmählig von ihrer Krankheit erholte. Wie der Frühling die Erde von ihrer kalten Decke befreite, so schien er auch, wie durch einen freundlichen Zauber, die Krankheit zu vertreiben, welche Mutter Else's Glieder umspannte. Rolf leitete die Genesende in dem frischbegrünten Thale umher, um ihr den wohlthuenden Einfluß der milden Frühlingsluft zu verschaffen, und als ihre Gesundheit so weit vorgeschritten war, daß sie einen weitern Gang unternehmen konnte, bat sie ihren Sohn, mit ihr zu der heiligen Kapelle zu wallfahren, um den Segen des frommen Klausners zu empfahen.

In der Nacht, welche dieser kleinen Reise vorherging, hatte Rolf einen wunderbaren Traum. Ihm träumte: er befinde sich in einem lieblichen Thale und habe sich an einer, von Veilchen umblühten Quelle niedergesetzt, als ihm plötzlich, wie von unsichtbaren Händen, ein duftender Blumenkranz aufs Haupt gesetzt wurde. Als er sich nun hastig nach dem Spender der freundlichen Gabe umwandte, stand eine schöne Jungfrau hinter ihm, und lächelte ihm traulich zu. Wie er nun in den Zügen der engelgleichen Gestalt die geliebte Rossa erkannte, fiel sein Blick auf eine zweite, ihm ebenfalls bekannte,

aber schreckliche Gestalt, auf die des rothen Zwerges, welcher neben Rossa stand. Rolf erschrack, doch als er es wagte, noch einmal hinzublicken, schienen ihm die Züge des Zwerges milder geworden zu seyn und einen großen Theil ihrer Häßlichkeit verloren zu haben. Er winkte dem staunenden Jüngling zu sich heran, und da er nahe getreten, legte er segnend Rossas Hand in die seine, und verschwand. Mit ihm das Traumgesicht.

Aus dem linden Schlafe, in welchen dieser Traum den Jüngling geschmeichelt hatte, weckte ihn die Stimme seiner Mutter, welche ihm ankündigte, die Sonne sey herauf, und demnach wäre es Zeit, die beschlossene Wallfahrt anzutreten. Rolf sprang munter vom Lager, und nachdem er sich rasch angekleidet, und die wenigen Thiere, welche ihm von seiner Heerde noch geblieben, mit dem Nöthigen versorgt hatte, bot er seiner Mutter den Arm und führte sie sorgsam die Bergpfade dahin. Es war ein herrlicher Morgen. Die leichten Nebelschichten, welche aus Wald und Thal aufgestiegen, waren vor der Sonne Macht gewichen, und in tausend glänzende Krystalle verwandelt glänzten sie nun auf dem blumigen Rasen. Tausend buntbefiederte Sänger durchzogen die Luft, ihr Lied in das Ohr des Wanderers schmetternd. Von fernen Hügeln schallte das Jubeln der Hirtenschalmei, sich mit dem frohen Gesange eines harmlosen Mädchens vermischend, das, den Milchnapf auf dem Kopfe, sorglos über den Anger hüpfte. Als nun allgemeiner Frohsinn Rolfs Seele erfüllte,

theilte er seiner Mutter das Abentheuer mit, welches er im vorjährigen Frühlinge auf des rothen Zwerges Hügeln bestanden hatte. Mutter Else erschrack und weinte bitterlich; doch als ihr Rolf seinen bedeutsamen Traum erzählte, heiterte sich ihr Antlitz auf, und sie pflichtete dem frommen Glauben ihres Sohnes bei, welcher behauptete, Rossa sey gewiß schuldlos und rein, wie eine Taube; und wenn die Leiden, welche über sie hereingebrochen, von dem mächtigen rothen Berggeiste herkommen, so seyen sie vielleicht als Prüfungen anzusehen, durch welche der Zwerg ihre Herzen habe läutern wollen.

Während Mutter und Sohn solche Gedanken gegen einander austauschten, stiegen sie von einem waldigen Bergrücken nieder und betraten ein lachendes Thal, über welches der Frühlingsgott alle seine Reize ausgegossen hatte. Rolfs Freude darüber wich einem grenzenlosen Erstaunen, daß dieses Thal jenes, welches er im Traume gesehen, außerordentlich ähnlich sey. An einer Quelle, welche von Veilchen umduftet, in der Mitte des Thales hervorsprudelte, angekommen, ruhten die Wanderer aus; als plötzlich der treue Lullu durch ein lautes Gebell seinem Herrn anzeigte, es müsse Jemand in der Nähe seyn. Und so war es auch; denn aus einer dunkeln Erlengruppe trat der rothe Zwerg, eine weißverschleierte Frauengestalt an der Hand führend, und nahte sich den Wanderern.

„Entfernt eure Furcht!" sprach er milde, als Rolf und seine Mutter erschrocken aufsprangen;

„ich komme als euer Freund. Dir, gute Frau und deinem edelgesinnten Sohne bin ich Entschädigung schuldig für die Leiden, die ihr um meinetweilen erduldet. Wißt, daß ich, meines ungerechten Wandels auf Erden wegen, vom gerechtesten aller Richterstühle verdammt wurde, als gefürchteter Berggeist auf diesen Bergen zu irren, von Allen gehaßt, von Allen geflohen, bis ich durch die Tugend eines schuldlosen Paares erlöst würde aus meiner Qual. Dieses Paar hat sich in dir, guter Jüngling, und in meiner Pflegetochter Rossa gefunden.“ Bei den letzten Worten lüftete er den Schleier der Jungfrau und fuhr also fort: „Ein alter Hirte, dessen Weib gestorben, und dem ich mein Schicksal vertraut hatte, übergab bei seinem Tode sein einzig Kind meiner Pflege, auf daß es dareinst meine Erlösung vollbringen helfe. Dieses Kind ist Rossa. Sie hat treu an mir gehalten, und du Rolf hast, obgleich von Widerwärtigkeiten gebeugt, den Glauben an sie, und an meinen bessern Sinn nicht verloren. Darum sey dein die Belohnung. In deinem väterlichen Thale ragt ein einzeln stehender Fels empor. Am Fuße desselben wirst du einen reichen Schatz finden. Er sey dein; — und hier nimm Rossas Hand! Mit ihr empfängst du gewiß das größte Glück, welches ich dir bieten kann. Ich nehme jetzt Abschied von euch; denn ich darf nun eingehen zur freundlichen Ruhe. Seyd glücklich und denkt zuweilen an mich!“

So sprach der rothe Zwerg; legte die Hand der leise erröthenden Jungfrau in die des überglücklichen

Jünglings, segnete das liebende Paar, und verschwand. Das Brautpaar aber und die vor Freuden weinende Mutter setzten ihren Weg nach dem St. Bernhardusberge fort, verrichteten ihr Gebet an der heiligen Stelle, und die Liebenden wurden von dem frommen Eremiten zum trauten Bunde eingeweiht. Ihr Glück blühte, von Kindern und Enkeln beseligt, stets reicher und höher; denn ihre Liebe verblühte nie.

Die Nonne.

Die Nonne.

Nichts Bessers ist auf dieser Erd'
Das köstlicher geschätzet werd',
Als Liebe, denn es ist bewährt,
Daß Lieb' zusamm'n vereinigt bald
Sinn, Herz, Gemüth mit ganz'r Gewalt,
Ob zwei nur hätten Ein' Gestalt.

Altes Lied.

In einem Thale am Fuße der schwäbischen Alp, welches die Fils durchströmt, erhob sich einst auf grünem Wiesengrund, von fröhlichen Eichwäldern umrauscht, ein stattliches Frauenkloster, der heiligen Engelbertha geweiht, und bewohnt von vielen Nonnen. Das Kloster besaß großen Reichthum und war sehr angesehen im ganzen Lande, theils der vielen Reliquien wegen, die in der Klosterkirche verehrt wurden, theils auch deßwegen, weil die meisten Mitglieder Sprößlinge alter, edler Familien waren. Unter den jüngern Nonnen zeichnete sich besonders Ludmilla von Geiselstein aus durch ihre wundersame Schönheit, durch ihre stille Ergebung und herzliche Frömmigkeit. Sie war, als sie von ihrem Vater, dem mächtigen Grafen von Geiselstein, eines Gelübdes wegen ins Kloster gebracht worden war, kaum über die Kinderjahre hinaus; doch als Novizin entwickelte sich binnen eines Jahres ihre geistige und

körperliche Lieblichkeit zur schönsten Blüthe. Jetzt nahte der Tag heran, an welchem ihre feierliche Einkleidung Statt finden sollte, und die Aebtissin, deren Liebling Ludmilla war, ließ die glänzendsten Anstalten treffen, um die Vermählung der schönen Gottesbraut mit ihrem hochheiligen Bräutigam zu verherrlichen. Gerade bei dieser Gelegenheit aber sollte Ludmilla durch süße, aber unzerbrüchliche Bande an das Leben gefesselt werden, welches sie im Begriffe stand, mit dem einsamen Nonnenstande auf immer zu vertauschen. Als sie umringt von ihren geistlichen Schwestern in feierlichem Zuge durch die von einer unzähligen Menschenmenge erfüllte Klosterkirche zum Hochaltare schritt, wo die Ceremonien der Einweihung zum geistigen Brautstande vorgehen sollten, fiel ihr Blick auf einen jungen schönen Ritter, der an einer Säule lehnte, und gedankenvoll den Zug betrachtete. Als ihr Blick auf ihn fiel, verbeugte er sich bescheidentlich, während eine brennende Röthe sein Antlitz überzog. Auch Ludmilla fühlte sich das Blut in die Wangen steigen und sich rasch abwendend setzte sie ihren Gang fort. Aber dieser einzige Augenblick hatte eine nur zu große Veränderung in dem Herzen der Gottesbraut hervorgebracht. Schon begann das hohe Ziel, welches sie von Jugend an als ihre Lebensbestimmung kennen gelernt hatte, in ihrem Gemüthe zu erbleichen vor dem lieblichen Bild des ritterlichen Jünglings und eine Welt voll süßer Lust tauchte aus dem Grunde ihres Busens auf, wenn sie seinen bedeutenden Blick,

sein bescheidenes Erröthen bei ihrem Anblicke sich vorstellte. Verwirrt und unfähig, sich zu fassen, kam sie bei dem Hochaltare an. Die Aebtissin, bemerkend die unruhige Stimmung der lieblichen Novizin, sprach ihr Muth zu, die Nonnen nahmen ihre Plätze ein, volle Orgeltöne quollen durch die hohen Hallen, die Einweihungshymnen begannen, und die verhängnißvolle Ceremonie nahm ihren Anfang. Die herzerhebenden Gesänge hatten Ludmillen einen Theil ihrer ruhigen Besinnung zurückgegeben, so daß sie im Stande war, die ihr vorgelegten Fragen mit ziemlich sicherer Stimme zu beantworten. Da nahte der Augenblick, in welchem die langen goldenen Locken der Christusbraut abgeschnitten werden sollten. Ludmilla beugte stillergeben das schöne Haupt, um es der strengen Scheere darzubieten. In diesem Momente aber vernahm sie einen tiefen Seufzer. Sie konnte sich nicht enthalten, zurückzuschauen; und siehe, am Gitter des Hochaltars stand der junge Edelmann mit sehnendem Auge sie anblickend und brennendem Schmerz im Antlitze. Ein unwillkührlicher Seufzer entglitt Ludmillens Lippen, dann fiel sie bewußtlos in die Arme der Nonnen. Die ganze Kirche war in Verwirrung; aber die Ceremonien nahmen ihren Fortgang, indem dem schuldlosen Opfer schnell die Locken abgeschnitten und das Klosterhabit umgeworfen wurde. Dann trug man die nun ohnmächtige Eingeweihte sorgsam in ihre Zelle zurück und ihre Schwestern wandten Alles an, um ihr die Besinnung wieder zu geben.

Dieses gelang zwar; allein Ludmillas Gemüthsstimmung hatte sich für immer geändert. Sie hatte in wenigen Augenblicken die unendliche Gewalt der Liebe kennen gelernt, und erfüllt von ihr gebrach es ihr an Kraft, dem süßen Triebe zu widerstehen. Daß sie den ritterlichen Unbekannten liebe, gestand sich ihr Herz, aber liebte auch er sie? Dieser Zweifel quälte die Arme mehr noch, als das Bewußtseyn, ihre Bestimmung verfehlt, ihrem himmlischen Bräutigam untreu geworden zu seyn.

So saß sie einst in später Mitternacht einsam in ihrer Zelle, verloren in drückende Zweifel und zerrissen von unendlichem Schmerze. Da glaubte sie plötzlich unter dem Zellenfenster Lautenklänge zu hören. Erstaunt öffnete sie das Fensterlein und sieh', sie hatte sich nicht getäuscht, denn durch die kalte Winterluft säuselte ihr lieblicher Saitenklang in die Ohren und eine angenehme Männerstimme sang folgendes Liedlein dazu:

Es zog in trüber Mitternacht
Ein Sänger über Feld.
Der Mond nur und die Liebe wacht
Allein noch in der Welt.
Er kommt zum stillen Hause,
Da stimmt er Saitenklang,
Es tönt von finstrer Klause
Sein nächtlicher Gesang.

„O laß mich doch dein Himmelsbild,
Du engelreine Maid,
Laß mich dein zartes Antlitz mild
Nur einmal schauen heut!
Laß deine Augen strahlen,
Die holden Sternelein,
Denn Trost und Hoffnung strahlen
Sie mir ins Herz hinein.“

Und wie gehört das Maid das Lied,
Erhört den Sänger sie;
Sie schaut in holder Scham erglüht,
Auf ihn, der beugt das Knie,
Von ihrem Licht durchdrungen,
Von ihrem Blick durchsprüht,
Hat er sich aufgeschwungen,
Wo ew'ge Wonne blüht.

Ludmill hatte, als der Gesang begonnen, sich nicht enthalten können, leise das Fenster zu öffnen, um den unbekannten Sänger zu erspähen, der es wagte, in später Nacht unter der Mauer eines geistlichen Hauses ein Ständchen zu bringen. Sie erblickte im Dunkel der Nacht eine Gestalt, die sich an eine unter dem Fenster ihrer Zelle in der Mauer angebrachte Nische lehnte, und das Gesicht zum Fenster heraufgekehrt, sang und das Lied auf der Zither begleitete. Als der Sang geendet war, brach sich der Mond durch die dichten Wolken Bahn, und sein Strahl fiel auf das Gesicht des Unbekannten. Wie freudig erschrack die jugendliche Nonne, als sie in dem Sänger jenen Ritter wieder erkannte, dessen Anblick bei ihrer Einkleidung den Liebesfunken in ihre Seete geworfen, dessen Bild seither nicht mehr von ihr gewichen war. Also liebte auch er sie; denn warum sollte sonst er in kalter Winternacht an stiller Klostermauer ein Ständchen bringen? Während Freude und Schrecken, Zweifel und Angst wechselseitig Ludmillas Busen durchwogte, hatte der junge Ritter sie erschaut. Ein Seufzer entstieg seinem Busen, dann beugte er vor der lieblichen Maid ein Knie und schien mit auf die Brust gelegten Händen

einer Anrede von ihrer Seite zu harren. — Ludmillas Schamhaftigkeit gab aber nicht zu, den sinnigen Verehrer anzureden und so harrte der Ritter eine Zeitlang vergeblich auf ein Wort von ihr. Endlich erhob er ein wenig den Blick und sagte: „Verzeiht, edles Fräulein, daß ein Unglücklicher es gewagt hat, Euch vielleicht aus lieblichen Träumen aufzustören. Ach kenntet Ihr die Flammen, welche meinen Busen durchglühen, Ihr würdet mir gewiß die Kühnheit vergeben, die mich antreibt, Alles zu wagen, um Euch zu sehen.“

Die Nonne konnte, als sie den jungen Ritter so bescheiden und zärtlich zugleich sprechen hörte, einen Seufzer nicht unterdrücken und der Liebende deutete ihn, nach Art der Verliebten, gerade wie er zu deuten war. Und wirklich sagte dieser Seufzer aus Ludmillas Munde mehr, als viele Schwüre mancher Mädchen.

Der Jüngling nahm das Geständniß ihrer Gegenliebe mit trunkener Wonne auf, und — doch die Sage berichtet uns nicht sehr genau, was noch bei dieser ersten nächtlichen Zusammenkunft der Liebenden vorgefallen, außer, daß von jener Stunde an ihr Liebesbund fest geknüpft gewesen sey.

In mitternächtlichem Dunkel kam von nun an der junge Ritter jede Nacht vor das Zellenfenster seiner holden Buhle, bald mit sinnigen Liedern, denn er war ein geachteter Minnesänger, sie ergötzend, bald des süßen Geschwätzes der Liebe mit ihr pflegend. Ludmillas unentweihtes Gemüth konnte an diesem

Verhältnisse nichts Strafbares finden. Nur zuweilen schlich ein trüber Schatte des Zweifels an ihr vorüber, wenn sie des feierlichen Schwures gedachte, den sie einst, obgleich halb bewußtlos, am Altare abgelegt, und worin sie sich verpflichtet hatte, nur Christus, den heiligen Gottessohn, für ihren Bräutigam zu erkennen, nur mit den Freuden der Religion ihr Gemüth zu erfüllen, nicht mehr zurückzuschauen in die sündige Welt, und ihres Wesens ganze Kraft darauf zu richten, sich ihrer hohen Bestimmung würdig und des ewigen Heiles theilhaftig zu machen. Sie verglich diese hohen Pflichten mit ihrem Verhältniß zu dem jungen Sänger und fand dann dabei, daß nicht Christus, nicht der herrliche Heiland, sondern Edmund, der blühende Jüngling, den ersten Platz in ihrer Brust behauptete. Diese Trübungen verschwanden indeß sogleich, wenn die stille Nacht herniedersank, wenn Edmund unten die Zither erklingen ließ, oder seine zärtlichen Grüße zu dem kleinen Zellenfensterlein heraufflüsterte. Dazu kam noch, daß Niemand ahnte, welch' wonnige Augenblicke der schönen Ludmilla in schauerlicher Geisterstunde blühten. Ungestört sahen sich die Liebenden, ungestört theilten sie sich die süßen Liebesgeheimnisse mit und tiefer und immer tiefer wurzelte die Leidenschaft in ihren Herzen. Aber, obgleich Ludmilla, bezaubert von dem süßen Wahn, ihre strenge Pflicht, ihren heiligen Schwur vergessen hatte ob ihrer Liebe zu Edmund, so blieb doch diese Liebe immer rein, gleich einer lieblichen mackellosen Blume.

Da nahte die festliche Osterzeit heran, und die Liebenden versprachen sich von den lauen Frühlingsnächten neue Freuden. Während aber auf der Erde die Palmen, des schönen Friedens stille Symbole, dem nackten Gezweige entsprießten, zog sich in den obern Regionen ein fürchterliches Gewitter zusammen, das so drohend über dem Lande hing, wie die ältesten Leute es noch nie gesehen. Die Landleute kamen in ganzen Schaaren zum befreundeten Kloster gelaufen, jammernd und bittend die geistlichen Schwestern, durch ihren frommen Segen die dunkeln Wetterwolken, welche den ganzen Himmel verfinsterten, und den kaum hervorsprossenden Feldfrüchten einen gänzlichen Untergang drohten, fliehen zu machen. Die Aebtissin führte auch sogleich ihre Untergebenen in die Kirche und die Nonnen flehten, einen ganzen Tag hindurch auf den Knieen liegend, Gott, den Ewigen um Erbarmung an. Allein der Himmel blieb ihrem Flehen taub; denn die Gewitterwolken verzogen sich nicht, und alle erwarteten mit Angst und Bangen den Ausbruch des Gefürchteten.

In der Nacht nun kam Edmund, wie gewöhnlich vor Ludmillas Fenster, ungeschreckt durch die undurchdringliche Finsterniß und die schon hie und da an den fernen Bergen niederleuchtenden Blitze. Als er aber Gesang und Saitenspiel beginnen wollte, da hielt ihn Ludmilla ab, indem sie ihn bat, das frohe Spiel zu unterlassen, da sie von sonderbaren drückenden Gedanken gequält werde. Edmund tröstete die Geliebte mit schmeichelnden Worten über

ihre unnöthigen Besorgnisse, wurde aber früher, als sonst von dem lieben Fensterlein vertrieben, indem das Gewitter seine fürchterliche Kraft zu entladen begann, und Ludmilla durch den Ton des Horaglöckleins zu ihren bereits im Chor zum Gebete versammelten Schwestern berufen wurde.

Jetzt entfaltete der Sturm seine rasselnden Schwingen. Pfeifend und sausend fuhr er über die Gauen einher und weckte die schrecklichen Blitze, brach Bahn dem rollenden Donner. In Strömen entstürzte das elektrische Feuer den verderbenschwangern Wolken, unaufhörlich ras'te Sturm und Donner. Es beugte sich krachend und aus seinen Grundfesten gerissen der majestätische Eichenwald, Felsen zersplitterten und überall loderten, von Gottes Feuer entflammt, Tannenhaine, Häuser und Dörfer auf in heller Gluth. Vergeblich war der Klagruf der Unglücklichen, denen die Flammen ihrer Wohnungen über dem Haupte zusammenschlugen, vergeblich ihr Hülferuf, ihr herzzerreißendes Jammern. Wer sich hervorwagte aus dem schützenden Dache, den erschlugen des Hagels dichte und mit unwiderstehlicher Gewalt von dem Sturmwind zur Erde niedergepeitschte Schlossen. So schien endlich das menschliche Leben ganz erstorben zu seyn, denn nur die schrecklichen Naturkräfte walteten noch mit ihrer fürchterlichen Macht, und die Sterblichen erkannten, sich ängstlich verbergend, ihre unwiderstehliche Gewalt.

Im Kloster war Alles in Furcht und Zittern und immer mehr steigerte sich die Angst der Nonnen, als

mit dem kommenden Morgen der Grimm des Gewitters zu-, statt abnahm. Die fürchterliche Naturerscheinung zu beschreiben, hält sich selbst die Sage zu schwach, die doch sonst an einfachen, aber kräftigen Ausdrücken so reich ist. Drei Tage und drei Nächte dauerte das Gottesgericht, denn so nannte man das Gewitter, und immer noch tobte es mit derselben, ja mit noch größerer Heftigkeit, mit der es begonnen. Ein schreckliches Dunkel hing über dem Gesichtskreis, rings waren Bäume und Wälder niedergeschmettert, der Fluß, sonst des ganzen Gaues Zierde, brauste jetzt mit verheerenden Fluthen einher und glich, beleuchtet von immerwährenden Blitzen, einer schwimmenden Feuermasse. Rings war das Leben erstorben; alle Menschen hatten sich verborgen, um den Elementen den Kampfplatz frei zu lassen.

Da versammelte am Morgen des vierten Unglückstages die fromme Aebtissin des Klosters ihre Gemeinde im Gotteshause und mitten unter sie tretend, sprach sie also: „Heute Nacht, als ich erschöpft an Geist und Körper, entschlummert war, ist mir im Traume eine Erscheinung gekommen, welche mir ein Mittel angab, diesen Alles verderbenden Sturm zu hemmen. Eine unter Euch, meine lieben Schwestern, muß unreinen Herzens sein. Sie trete hervor, bekenne reumüthig ihre Schuld, auf daß wir sie den Blitzen, Gottes mächtigen Boten hingeben, damit der Allmächtige versöhnt, diesen fürchterlichen Stürmen Stillschweigen gebiete. Denn so zu thun befahl mir die Erscheinung.“

Als die würdige Aebtissin so gesprochen, sahen sich die Nonnen unter einander erbleichend an; Ludmilla aber traf die Rede der Aebtissin wie ein Donnerschlag. Der Zweifel furchtbar Gewicht fiel auf ihre Seele; ihre Füße bebten, ungestüm tobte ihr das Blut durch die Adern, während kaltes Fröstel ihre Glieder durchrieselte. Wie von einer unwiderstehlichen Gewalt vorwärts getrieben, wankte sie aus dem Kreise der Nonnen, und laut aufkreischend stürzte sie mit dem markdurchdringenden Ruf: „Ich bin die Schuldige!“ vor der Aebtissin nieder.

Erstarrt stand diese, so wie alle Nonnen. Beinahe unmöglich schien es ihnen, daß die edelmüthige, fromme und allgemein geschätzte Ludmilla sich solch' schweren Vergehens bewußt seyn könne. Mitleidig beugte sich die Aebtissin zu der Schuldigen nieder, ob sie im geistverwirrenden Fieber, oder in Wahrheit geredet. Als aber Ludmilla mit bleichem Munde ihre Schuld bestätigte, als, da sie das Wort: „Schuldig“ selbst über sich aussprach, das Gotteshaus, von rasselndem Donner, wie von Gotteszeugen in seinen Grundfesten erzitterte, da erhob sich die Aebtissin mit strenger Würde und sprach: „Dein Gewissen hat dich angeklagt, verirrte Schwester, dir geschehe nach Gottes Urtheil, das er mir geoffenbaret hat. Auf, meine Schwestern, reinigt unsere geweihte Wohnung von der Sünderin; gebet sie preis dem Gerichte des Ewigen.“ So sprach die Aebtissin, und die Nonnen ergriffen die halb leblose Ludmilla und sie aus dem Gotteshause und über den Vorhof

schleppend, stießen sie dieselbe durch die Klosterpforte hinaus in das fürchterliche Ungewitter. Aber als sie noch an der geöffneten Pforte standen, bot sich ihnen ein wunderbarer Anblick dar. Von halbem Blitzeslichte umleuchtet sprengte durch den Sturm auf hohem Rosse ein schöner Ritter heran mit den Worten: „Nun bist du mein; keine Gewalt auf Erden soll dich mir wieder entreißen!“ die arme Ludmilla, die schon im Begriffe war, umzusinken, auf das schäumende Roß hebend.

„Edmund“, schrie Ludmilla, alle ihre Kräfte sammelnd, „Edmund, was willst du hier? Ich bin verworfen; Gottes Gnade hat mich verlassen.“ „Du bist rein, wie ein schuldloses Lamm,“ entgegnete der Geliebte, „ich will dich retten; der Ewige mag uns gnädig seyn.“

Mit diesen Worten hüllte er sie in seinen Mantel und spornte sein Pferd zu raschem Laufe. Aber der Traum der Aebtissin sollte in Erfüllung gehen. Kaum hatte das Roß hundert Schritte zurückgelegt, da zuckte ein Blitz herab auf die Häupter der Liebenden, und eine Wetterwolke umhüllte sie, nach allen Seiten züngelnde Blitze und rollende Donner streuend. Ein unnennbares Entsetzen ergriff die an der Klosterpforte, wie durch eine geheime Macht fest gehaltenen Nonnen.

Aber siehe, plötzlich schwieg Sturm und Gewitter. Vom blauen Himmelsgewölbe strahlte herrlich, wie am ersten Schöpfungstage, die Sonne; die die Liebenden umhüllende Wetterwolke verschwand, und aus dem Schatten derselben erhoben sich die Geister

Edmunds und Ludmillas, bekleidet mit ätherischem Lichte, und schwebten, umschlungen und in seliger Wonne, strahlend himmelan. —

Von reiner Lieb' durchdrungen
Von ihrer Kraft durchsprüht,
Han sie sich aufgeschwungen,
Wo ew'ge Wonne blüht.

Der Minnesänger.

Der Minnesänger.

Uns ist in alten mären
wnders vil geseit.
Nibelungenlied.

Im zwölften Jahrhundert beherrschte der Pfalzgraf von Tübingen den anmuthigen Neckargau mit mächtigem Arm. Sein Ansehen hatte sich nicht nur in Schwaben, sondern auch durch ganz Deutschland weithin verbreitet. Von vielen Burgen wehte sein Banner. Sein Wort galt wie ein heiliger Eid. Seine Reichthümer waren zum Sprichworte geworden. Ruhe, Sicherheit und Wohlstand blühte im Neckargebiet, so weit des Pfalzgrafen Gebiet sich erstreckte. Sein Name allein reichte schon hin, die Friedenstörer zur Ruhe zu bringen; und wenn er auszog in die Fehde, kränzten stets die siegbedeutenden Eichenkronen seine heimkehrenden Fahnen. Be allem Glücke aber war der Pfalzgraf ein schlichter, biederer Mann, gleich weit entfernt von Stolz, als von Rohheit. Er waltete als ein strenger Richter über die Verbrecher, schützte und unterstützte aber den Schuldlosen und Schwachen.

Die schönste Blume seines Glückes erblühte dem Pfalzgrafen in seinem Töchterlein Rosa. Auf der stillen Stammburg wuchs sie heran, ausgestattet mit

den lieblichsten Reizen des Körpers und der Seele. Der Vater erzog sie um so sorgfältiger, da sie sein einziges Kind war, und so kam es, daß die Jungfrau einer so hohen Bildung theilhaftig wurde, wie sie in jenen Zeiten selten war. Besonders neigte sich ihr zarter Sinn zur Liederkunst, und zur großen Freude ihres Vaters erlangte sie bald eine große Fertigkeit im Gesang und Saitenspiel. Ihre Lieder hatten einen ganz eignen sinnigen Anklang und wenn sie dieselben mit ihrer Silberstimme in die, unter ihrer kunstreichen Hand tanzenden, Saiten der Zither sang, so konnte man sie für ein höheres, ätherisches Wesen halten.

Unter den zahlreichen Edeln, welche den pfalzgräflichen Hof belebten, that sich besonders Rudello der edelgeborne Minnesänger hervor, sowohl durch ritterliche Tugenden, als auch durch seine holde Kunst. Ein armer Waise war er von dem Pfalzgrafen aufgenommen und zugleich mit Rosa erzogen worden. Sein zweiter Vater hatte großes Vertrauen zu ihm, und der Jüngling rechtfertigte dasselbe bei jeder Gelegenheit. An seines Wohlthäters Seite zog er in den Kampf, und aus jeder Fehde brachte er einen frischen Siegespreis zurück. Er besorgte des Grafen Geschäfte mit treuem Fleiße und erheiterte denselben in trüben Stunden durch anmuthigen, kunstreichen Gesang. Er war Rosas Lehrer geworden, und männiglich freute sich darob, den schönen Jüngling mit der liebreizenden Jungfrau in Gesang und Saitenspiel wetteifern zu hören.

Aus der Liebe zur Liederkunst aber entwickelte sich bei ihm und ihr der ersten Liebe heiliger Himmelstrieb. Ohne es eigentlich zu wissen, liebten sie einander mit der ganzen Kraft ihrer reinen Seelen. Von Tag zu Tag wurde ihnen der tiefe Sinn deutlicher, welcher in den Minneliedern der alten Sänger lag. Ihre gegenseitige Zuneigung entstand, wie sich an Farbe und Duft verwandte Blumen heimlich und still entwickeln und dann, in Wonne erglüht, sich liebend umschlingen. Da nun aber ihr Verhältniß immer in den Grenzen der heiligsten Keuschheit blieb, so machten sie auch kein Geheimniß daraus und legten es unbefangen zur Schau, daß nur eines im andern sich bewußt sey. Aus einem andern Gesichtspunkte aber, als sie, betrachtete dieses Verhältniß der Pfalzgraf. Bei allem Edelsinne hing er fest an dem Vorurtheil des Ahnenstolzes, und es däuchte ihm unziemlich, wenn sich der zwar edelgeborne, aber doch von einem unbekannten Geschlechte herstammende Rudello mit der Tochter des hochansehnlichen, mächtigen Pfalzgrafen verbände. Ungleiches paart sich nicht gut, dachte der Graf, und diesem Grundsatze zufolge nahm er seine Maßregeln. Es that ihm zwar sehr weh', sich von dem guten Rudello trennen zu müssen, und demselben ein Leid zuzufügen, allein sein fester Charakter duldete nicht, daß er Etwas, was er als gut erkannt, auszuführen unterlasse. — Mit schwerem Herzen kündigte er seinem Pflegesohne an, daß er es für gut erachte, wenn er für einige Zeit hinauswandere in die Welt,

um ritterlichen Ruhm zu gewinnen und sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Rudello traf dieser Wink seines Wohlthäters wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel, aber er war zu arglos, um die wahre Ursache von des Pfalzgrafen Entschlusse einzusehen und hegte zu viel kindliches Vertrauen zu ihm, um seinen Willen für etwas Anderes, als einen wohlmeinenden väterlichen Rath zu betrachten, den er beachten und befolgen zu müssen glaubte. In einer Stunde der innigsten Vertraulichkeit eröffnet er also der Geliebten, daß er gesonnen sey, nach des Vaters Rath sich die Welt zu besehen. Da es im Lande an Gelegenheit fehle, sich Ehre zu erwerben, so müsse er als junger Ritter auswärts nach Abentheuern und Beschäftigung sich umsehen, um nicht die Schmach auf sich zu laden, er habe seine Jugend in schmählicher Unthätigkeit verträumt.

Als nun Rosa, erschüttert von dem Gedanken einer Trennung, den Jüngling fragte, ob er denn ihren Werth nicht für so groß halte, daß er ihrer Liebe diesen Drang nach Ehre aufopfern könnte, so antwortete Rudello, er halte sich der Liebe Rosas für unwürdig, so lange er nicht durch irgend eine rühmliche That bewiesen hätte, daß er derselben werth sey.

So starken Gemüthes sich auch durch diese Worte der jugendliche Sänger bewies, so brach doch sein Herz in der Stunde des Abschieds. Der Gedanke, sich von Rosa auf lange Zeit trennen zu müssen, sie vielleicht nimmer zu sehen, schnürte ihm mit un-

endlichem Schmerze die Brust zusammen, und es war beinahe auf Seite der Jungfrau, dem Geliebten Muth einzusprechen, wie er vorhin sie getröstet hatte. Sie wies ihn auf seine schöne Kunst hin, welche ihm in aller Sehnsucht, allen Trübsalen milde Beruhigung zufließen lassen würde; und durch den Schwur ewiger Treue, welchen sie ihm leistete, stählte sie seine Brust gegen die Anfechtungen böslicher Zweifel. Endlich riß er sich los, begleitet von den herzlichen Segenswünschen des Pfalzgrafen, und schützend umschwebt von den herzlichen Gebeten Rosas. Er zog, gefolgt von einem alten Knappen an den Hof Friedrichs von Hohenstaufen, des damaligen Königs der Deutschen. Dieser, ein Freund der edeln Liederkunst, gewann den biedern, muthigen Minnesänger bald lieb, und lud ihn ein, einen bevorstehenden Heereszug nach Welschland mitzumachen. Rudello folgte der Einladung und befand sich bald in Italien, dem Land der Wunder und des Gesanges, das er schon oft hatte preisen hören und dessen Herrlichkeiten er nun selbst sehen und bewundern konnte. Unter großen Meistern bildete er sich immer mehr aus in seiner Kunst, und stand in allen Gefahren und Nöthen, die dem großen Friedrich Rothbart unter den tückischen Welschen drohten, getreulich zur Seite, wurde auch von demselben sehr geachtet und vor Vielen ausgezeichnet.

Milderte nun auch bei Rudello Thätigkeit und körperliche und geistige Anstrengung die Sehnsucht der Liebe, so war dieses desto weniger bei Rosa

der Fall, und der Pfalzgraf hatte sich also ganz verrechnet, wenn er geglaubt hatte, durch des Jünglings Entfernung die Leidenschaft seiner Tochter heilen zu können. Sie sang mit eben so großer Liebe wie vormals die Lieder, welche ihr Rudello gedichtet, und so oft sein Name genannt wurde, strahlte eine himmlische Heiterkeit aus ihren Blicken. Sonst war sie still und liebte die Einsamkeit ihres Gemaches mehr, als die rauschenden Lustbarkeiten, welche der Vater veranstaltete, um ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, als das Andenken an Rudello hinzulenken. So lebte sie beinahe allein der Erinnerung an den entfernten Geliebten, und Nichts konnte sie so sehr erfreuen, als wenn ein vorüberziehender, aus Welschland kommender Wanderer hie und da Nachricht brachte, wie edelsinnig und tapfer sich der deutsche Minnesänger benehme und wie sehr man ihn allgemein schätze. Bei solcher Gelegenheit sendete ihr der Jüngling dann wohl auch einen treulichen Gruß und ein von ihm neu gedichtetes Lied mit beigesetzter Tonweise. Wohl wußte sie, welch' innige Bedeutung diese Grüße hatten, und die zarten Klänge seiner Lieder gossen einen reichen Freudestrahl über ihr sinniges Gemüth.

So gingen zwei Jahre hin; als plötzlich alle Nachrichten von Rudello schwiegen. Bange Ahnungen zogen in Rosas Busen ein, und das Geschick hatte beschlossen, diese trüben Vorgefühle nur zu genau zu erfüllen. Der alte Knappe erschien unerwartet auf der Pfalzburg und verkündete in tiefer Betrübniß

den Tod Rudellos. In der für den großen Barbarossa so schrecklichen Unglücksschlacht bei Legnano im Welschland hatte Rudello mit seinem Leib die geheiligte Person Friedrichs, auf welchen die Welschen wüthend eindrangen, gedeckt, und war, ein schönes Opfer für einen hohen Zweck, gefallen. Der Pfalzgraf empfand darob einen aufrichtigen Vaterschmerz und sein Edelmuth erlaubte ihm nicht, sich über Rudellos Tod, den er als unziemlichen Gegenstand der Liebe seines einzigen Kindes wohl etwa wünschen mochte, zu freuen. Aber seine Trauer konnte nicht in Vergleichung kommen mit der seiner Tochter. Wie jene Nachtigall in der Fabel, die, als ihr ein roher Jäger den sangreichen Gatten getödtet hatte, stille sich zu Tode härmte, so verwelkte die Jungfrau, einer sterbenden Lilie gleich. Keine Klage kam über ihre Lippe. Sie duldete still ihr unsäglich Leiden. Doch immer ätherischer ward ihre Gestalt, immer mehr erblaßte ihr holdes Antlitz. Das einzige Band, welches sie noch mit der Erde zu verknüpfen schien, war ihre kindliche Liebe zum Vater und Gesang und Saitenspiel. Ihre Krankheit dauerte einen Sommer und einen Winter hindurch, und als der Frühling wieder herabzulächeln begann, sank die schönste Blüthe des Lenzes, Rosa trotz den Bemühungen der durch des Vaters grenzenlosen Liebe aus allen Landen zusammengerufenen Aerzte, in die Arme des Todes. Wer sollte sich unterfangen, den Schmerz des Pfalzgrafen schildern zu wollen, da er seinen Trost, seinen Stolz, und die Freude seines

Lebens kalt und stumm vor sich liegen sah. Es schien, als ob auch ihn der nagende Kummer bald der todten Tochter zugesellen würde. Rosas letztes Wort war Rudellos Name gewesen, und dieses machte es dem armen Vater zur Gewißheit, daß er durch seinen Starrsinn die Liebenden dem Tode geweiht. Dieser bittere Gedanke lagerte sich wie eine schwarze Nacht um des Grafen Gemüth, und er konnte dagegen nirgends Trost finden. Da brach ein Hoffnungsstrahl durch das trübe Gewölke. Ein ehrwürdiger Pilgrim sprach, aus Palästina kommend, auf der Pfalzburg ein, als Rosas Leiche eben in den köstlichen Sarg gelegt werden sollte. Der Pilgrim sah die holde, bleiche Gestalt lange Zeit aufmerksam an, und trat dann plötzlich zum Pfalzgrafen: „Edler Herr," sprach er, „bei dem Tode eures holden Töchterleins ist ein geheimnißvolles Wunder der Natur im Spiele. Lasset die Leiche noch unbestattet, und bewahret sie sorglich vor jeder unreinen Berührung. Heute Nacht will ich in den Gestirnen erforschen, was weiter geschehen soll und wird." Die Worte des Greisen drangen tröstend an das Vaterherz und er that sogleich, wie jener befohlen. Am kommenden Morgen trat der Pilgrim mit freudigem Gesichte in des Grafen Gemach: „Seyd getrost," sprach er, „edler Herr, der Ewige hat sich mir gnädig bewiesen. Es gibt in der Natur der Dinge viele Geheimnisse, in die unser schwacher Verstand nicht eindringen kann; wir können sie nur glauben, und darum bitte ich Euch, meine Worte mit festem

Glauben zu vernehmen und sie getreulich zu befolgen. In Eurer Tochter ist der heilige Lebensfunken noch nicht völlig erloschen, aber ihn wieder zu wecken, vermag keine Kunst. Nur durch den Gesang, durch den reinen Kuß eines keuschen Sängers wird die verwelkte Blume aus den Hallen des Todes wieder zum frischen Lebensmorgen zurückgerufen werden." So sprach der Alte, drückte dem Pfalzgrafen die Hand, und setzte seine fromme Wanderschaft fort.

In des Vaters Gemüth aber hatten diese Worte feste Wurzeln gefaßt, und sogleich traf er Anstalten, durch welche es der Prophezeiung des Alten möglich gemacht werden konnte, in Erfüllung zu gehen. In alle Lande flogen seine Boten, und riefen überall die Minnesänger auf, nach Schwaben zu kommen zu dem neuen, wunderbaren Abentheuer. In kurzer Zeit versammelte sich ein herrlicher Sängerkreis auf der Pfalzburg, und in edlem Wetteifer drängten sich immer mehrere hinzu.

Die Sänger wurden unter sich eins, durch ritterlichen Kampf zu entscheiden, wer gewürdigt werden sollte, den hohen Versuch zu unternehmen. Der Pfalzgraf billigte diesen Plan und ließ die Schranken zum Gefechte bereiten. An einem schönen Morgen zogen nun die Sänger, Paar und Paar gereiht, voll edeln Muthes und glänzend in ritterlichen Waffen zu dem Kampfplatz. Ein frommer Priester verrichtete zuerst das Amt der heiligen Messe, dem Alle in Demuth und Andacht beiwohnten; dann eröffneten Herolde und Kreiswärtel die Schranken und

unter Trompetengeschmetter begann das Rennen und Stoßen. Drei geachtete Minnesänger blieben Sieger und sie beschlossen, fernern Kampf zu unterlassen, und nach der Reihe, wie jedem das Loos fallen würde, das herrliche Unternehmen zu wagen. Während sie dieses unter sich abmachten, sprengte auf schnaubendem Rosse noch ein Kämpfer in die Schranken. Ohne das Visier aufzuschlagen, kündigte er sich als einen Zögling der edeln Liederkunst an, und bat die drei Sieger, auf Lanze oder Schwert, zu Fuß, oder zu Pferd, einen Gang mit ihm zu versuchen. Die Drei waren zwar etwas unwillig darüber, daß sie, schon als Sieger erklärt, noch einen Kampf unternehmen sollten, aber es blieb ihrem ritterlichen Sinne fern, sich demselben entziehen zu wollen. Sie nahmen des Neuangekommenen muthiges Anerbieten an, und noch einmal sah man Lanzen splittern und Rosse stürzen. Der unbekannte Sänger aber warf nacheinander seine drei Gegner mit gewaltigem Arm zu Boden, und behauptete gegen männiglich seinen Sieg. Vor den Pfalzgrafen geführt, wurde er von diesem als Sieger anerkannt und ihm eröffnet, daß am morgigen Tage, als am heiligen Pfingsttage, er des schönen Rechtes seines Sieges sich erfreuen sollte. Dann bat ihn auch der Graf, er möchte seinen Helm abnehmen, und Namen und Heimath angeben. Allein der ritterliche Kämpe entschuldigte sich mit einem Gelübde, in welchem er, ganz besonderer Ursachen willen, sich gelobt habe, nicht eher sein Haupt zu enthüllen oder seinen Na-

men zu nennen, bis er die Macht seiner hohen Kunst an dem unglücklichen Fräulein, das ihm der Ruf als ein Wunder der Lieblichkeit und Anmuth geschildert, erproben würde. Der Pfalzgraf gab sich mit diesem Bescheid zufrieden, und es wurde dem Unbekannten ein freundliches Gemach angewiesen, weil er den Wunsch geäußert, den Rest des Tages in ungestörter, einsamer Betrachtung zuzubringen.

Der Morgen des Pfingsttages zog im schönsten Frühlingsflore herauf über die grünen Berge und senkte sich, Wonne und Freude verbreitend, in die lieblichen Neckargegenden nieder. Am Ufer des Flusses in einem von wilden Rosen durchdufteten Eichen und Lindenhaine, den tausend bunte Sänger durchjauchzten, war der Schauplatz bereitet, wo sich das Wunder ereignen sollte, welches der alte Pilger prophezeiht hatte. Am frühen Morgen zog der Pfalzgraf hinaus, von seinen Rittern und den Sängern begleitet, die Brust von freudiger Hoffnung und bangem Zweifel erfüllt. Eine unermeßliche Menschenmenge folgte dem Zuge. Vor demselben ward von vier weißgekleideten Jungfrauen auf vergoldeter Bahre Rosas liebliche Leiche getragen, geschmückt mit den Farben der Unschuld, bekränzt mit Rosen und Lilien. Als man in dem duftigen Haine angelangt war, wurde die Bahre in der Mitte blühender Rosenbüsche niedergesetzt und die Trägerinnen streuten ringsum Blumen und Blüthenzweige. In feierlicher Stille reihte sich das Volk in einem großen Kreise umher, der von tausend Gefühlen bestürmte Vater

nahm, umringt von seinen Edeln, den Sitz ein, welchen man ihm unter dem Riesendache einer Eiche, gegenüber der Duft ausströmenden Bahre seiner Tochter bereitet hatte, und Alles harrte erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten. Jetzt nahte sich der unbekannte Sänger, begleitet von zwei reich gekleideten Dienern des Pfalzgrafen, welche ihm auf Sammtkissen, Zither, Federhut und Schwert vortrugen. Er trat, bescheiden sich verbeugend, in den Kreis und — erstaunt sprang der Pfalzgraf von seinem Sitze auf, denn vor ihm stand Rudello, sein längst als todt beweinter Pflegesohn. Freudiger Schreck durchzuckte des Grafen ganzes Wesen.

Er fing an, das tiefe Walten des Geschickes in der Wiedererscheinung des vielbetrauerten Pflegsohnes zu erkennen. In blauem Gewande, als der Lieblingsfarbe Rosas, geschmückt mit der grünen Schärpe, die sie ihm beim Abschiede umgehangen, kniete der schöne, nur etwas von Kummer gebleichte Jüngling vor seinem Pflegevater, seinen Segen erflehend zu dem bevorstehenden, wichtigen Geschäfte. In stummer Rührung segnete und umarmte der Graf den Wiedergekehrten, dann wandte sich dieser zu Rosas Leiche. Eine Thräne des heißesten Liebeschmerzes stieg in Rudellos Auge beim Anblicke der gebrochenen Blume. Aber sich fassend, ergriff er die Laute, und mit einem frommen Blicke zum Himmel begann er das Vorspiel seines Gesanges. Alle erwarteten von dem weit gereisten Sängerjüngling ein höchst kunstreiches Lied, allein er fing einen einfachen Sang

an, den Rosa immer sehr geliebt, und den er ihr einst beim Beginnen des Frühlings gedichtet hatte. — Er lautete also:

Erwachst du wieder
O Frühling süß,
Daß Blüth entsprieß'
Und tönen frohe Lieder.
Im grünen Thalesgrund
Da kunnt
Ihr athmen Blumenduft,
Der Sang der Vögelein
Er klingt gar fein
Im blühtumwallten Hain.
Hoch in der Luft
Die frohe Lerche ruft.

Und wieder frisch
Das Leben neu erwacht.
Es flötet im Gebüsch
In stiller Nacht
Die Nachtigall der Liebe Lust;
Und in der Brust
Des Menschen still erblüht
Des Lenzes Wonnetraum;
Des Lebens goldner Baum
Spricht helles Zauberlicht;
Vor Frühlings Wehen flieht
Der Sorge schwer Gewicht.

Und sieh', in dunkelm Grün
Die Blumenkönigin
Entfaltet ihre Purpurglut.
Es ruht
In ihrem keuschen Schooß
Der Liebe heilig Wunderbild
Und engelmild
Sie ihre Blüth' erschloß.
Mit süßem Lautenton
Naht frei der Liedersohn
Der Blume sich,
Und wonniglich
Sie sich dem Sänger neigt
Es stürzt

Aus ihrem Schooß ein Himmelsduft,
Erfüllend rings die Luft.
An seine Lippen drückt
Die Blume er, entzückt
Aus ihrem Kelch er trinkt
Begeisterung,
Daß ewig schön und jung
Sein Lied sich über alle Zeiten schwingt.

Rudello hatte sein Lied in ausdrucksvoller Melodie und mit reiner klangvoller Stimme vorgetragen. Als er zu Ende war, ließ er noch einige leise Akkorde durch die Saiten rauschen, dann erhob er sich, und indem ein himmlisches Vertrauen auf seinem edeln Antlitz strahlte, nahte er sich der Blumenbahre und drückte schüchtern einen heißen Liebeskuß auf Rosas blasse Lippen, indem er zugleich einen duftenden Rosenstrauß auf ihren Busen legte.

Und sieh: — doch hier mag die Sage verstummen, und das, was sich weiter begeben, durch die schönen Strophen eines neueren Dichters erzählen lassen: —

Als nun gemach der bunte Zauberreigen
Von Duft und Klang verdämmert und verhallt
Erhebt sich mild, in ahnungsvollem Schweigen,
Mit irrem Blick die blühende Gestalt.
Man sieht die zarte Brust tiefathmend steigen,
Vom ersten Hauch des Lebens neu durchwallt,
Bang regen sich die kaum gelös'ten Glieder,
Sie hebt den Fuß und senkt ihn schüchtern wieder!

Und wie, gelockt von hellen Frühlingstagen,
Die Vögelein verzagt zum ersten Mal
Aus weichem Nest von Zweig zu Zweig sich wagen,
Von Busch zu Busch mit zweifelhafter Wahl:
So lenkt auch sie im Staunen und im Zagen
Bald hier bald dort der Blicke lichten Strahl,
Und sieht entzückt bei zarter Lenzeshelle
Wald, Wies' und Flur, Laub, Blüthen, Wolk' und Welle.

Doch als sie jetzt mit ungewissen Blicken
Rudell' erkennt, der schweigend vor ihr kniet,
Welch' Zauberband mag da ihr Haupt umstricken,
Daß sie auf ihn, auf ihn allein nur sieht?
O wie von Schaam, von Liebe, von Entzücken
Ihr Busen wallt, ihr holdes Antlitz glüht!
Und sucht auch oft ihr Auge sich zu wenden,
Stets muß es nur noch süßre Strahlen senden.

Und als sie jetzt dem lieblichen Verlangen
Der vollen Brust nicht länger widerstrebt,
Und süß verschämt mit rosenhellen Wangen,
Mit Blicken, die ein trunkner Glanz belebt,
Sich zitternd neigt, ihn freundlich zu umfangen,
Und süß ihr Hauch auf seinen Lippen schwebt;
Da, von der Gluth des Kusses tief entzündet,
In ein Gefühl sein ganzes Leben schwindet.

Ganz, so wie es uns der Dichter hier so schön gesungen, geschah es, als Rudello durch sein Lied und seinen reinen Weihekuß die liebliche Maid wieder ins Leben zurückgerufen hatte. Ein Jubelschrei ging durch die Reihen der Zuschauer. In jubelnde Gesänge brachen die versammelten Sänger aus, ihren keuschen, gottgefälligen Gefährten, den glücklichen Rudello mit Glückwünschen umringend. Der Pfalzgraf nahte sich, von der innigsten Vaterfreude erfüllt, dem verschlungenen Liebespaare, und als sie beseligt in seine Umarmung eilten, legte er segnend seine Hände auf ihre Häupter, Rudello laut als seinen geliebten Sohn begrüßend. „Was der Himmel so wunderbar einte,“ sprach er, „das will ich nimmer trennen. Rudello, mein Sohn, Rosa sey dein Weib. Ihr Todtenkranz verwandle sich in den Brautkranz, und dieser, unter Zweifel und Angst begonnene Tag ende mit dem fröhlichen Hochzeitreigen.“

Die Brüder.

Die Brüder.

Das Ungeheuer auch
Lerne erwarten im irdischen Leben!
Mit gewaltsamer Hand
Löset der Mord auch das heiligste Band.
Schiller.

An einem schönen Sommermorgen stieg ich die Bergkette hinan, welche von Osten her meine heimathlichen Thäler umschließt. Ich fühlte jenes unsägliche Behagen, welches der Mensch stets empfindet, wenn er, umgeben von den Schönheiten der Natur, im ersten Morgenstrahle durch fröhlich rauschende Wälder und über lustig im Sonnenschein glänzende Hügel dahinwandelt, ohne vom störenden Getöse der Alltagswelt aus seinen Empfindungen und Betrachtungen geweckt zu werden *). Von Berg zu Berg, von Hügel zu Hügel schweifend, jetzt rauhe Felsen erklimmend, dann schattige Buchenhaine durchwandelnd, gelangte ich, der Quelle eines anmuthigen Bergbächleins entgegengehend, zur Mittagszeit in ein kleines enges Thal, an dessen beiden Enden sich freistehende,

*) Wohl zu beachten ist, daß ich hier unter Menschen nur solche verstehen kann, auf welche die Mutter Natur ihren zauberischen Einfluß noch nicht verloren. Leider aber haben mich meine geringen Erfahrungen gelehrt, daß nur ein kleiner Theil der Menschen für das Große, Erhabene und Wunderbare der Natur empfänglich ist.

mit Ruinen bekränzte Hügel erhoben, gleichsam aufgestellt, den Eingang in das Thal zu schirmen. Ich schaute mich in dem lieblichen Grunde um, und bemerkend, daß ein freundliches Eichenwäldchen mir kühlen Schatten, und der üppige, mit Blumen gestickte Rasen lindes Ruhelager darbiete, beschloß ich, hier Mittagsruhe zu halten.

Aus dem Felsen, geschwätzig schnell,
Sprang murmelnd hervor ein lebendiger Quell!
Und freudig bückt' ich mich nieder,
Und erfrischte die brennenden Glieder.

Dann wollte ich eben meinen kleinen Mundbedarf aus der Wandertasche packen, um ihn mit meinem umherschnuppernden Lullu zu theilen, als ich auf einem der Hügel eine weibliche Gestalt erblickte, die aus den Ruinen hervorkommend schnell die Anhöhe heruntereilte. Ich sprang auf, beinahe unwillig, daß ich in meiner Einsamkeit und behaglicher Stimmung gestört werden sollte, und wollte dem Landmädchen, denn als solches beurkundete sie ihre Tracht, entgegen gehen; aber erstaunt blieb ich stehen, als mir das Mädchen mit dem Rufe: „Ach, bist du schon da, lieber Hans!" entgegenhüpfte. Hans heiße ich zwar, dachte ich, aber das Mädchen ist mir völlig unbekannt, da, meines Wissens, die Zeit längst vorüber ist, in welcher die gnädigen Götter einsamen Träumern holdselige Nymphen zur Unterhaltung schickten; so weiß ich wahrhaftig nicht, was ich aus dieser Erscheinung machen soll.

Das Mädchen hatte sich mir bis auf einige

Schritte genähert, als sie, ihren Irrthum erkennend, erst verlegen zu Boden blickte, dann aber sich rasch umkehrend, wie ein gescheuchtes Reh, die Anhöhe, von der sie gekommen, wieder hinaufsprang. Ich schaute ihr nach und als sie eben in den Ruinen verschwinden wollte, erscholl von dem entgegengesetzten Hügel der Ruf: „Nun, Gretchen, wohin willst du denn so eilig!"

Ich wandte mich nach dem unbekannten Sprecher um und in ihm einen jungen, hübschen Mann in Schäferkleidung wahrnehmend, wurde es mir klar, daß der hübsche Hans und das schöne Gretchen ein Liebespärchen sey. Sie sahen sich immer Mittags in dem kleinen Thälchen, wo sich sonst selten ein Mensch hin verirrt, und so ist es nicht auffallend, daß das nette Gretchen mich für ihren Schatz ansah, als ich, noch halb von den Gebüschen verdeckt, gerade an dem Orte ihr begegnete, wo sie sonst nur ihren Bräutigam zu sehen gewohnt war.

Gretchen war auf den Ruf des Schäfers stehen geblieben und wir fanden uns endlich alle drei in den Ruinen des einen Hügels zusammen. Hans und ich setzten uns, schnell mit einander bekannt geworden, in den Schatten der wuchernd an den verfallenen Thürmen emporwachsenden Birken, und sahen behaglich dem netten Schäfermädchen zu, wie sie aus meinem und des Hirten Mundvorrath ein Mittagsmahl bereitete. Hätte ich mich gerade in idyllischer Stimmung befunden, nach einer Scene, die würdig gewesen wäre, besungen zu werden, hätte ich wahrlich

nicht lange suchen dürfen. Zu unsern Häuptern die Trümmer voriger Zeit, der lustig am modernden Gemäuer emporgrünende Epheu, der mit wilden Rosensträuchen bedeckte Burgplatz, innen die öden, schweigenden Gemächer, mit ihren halbverfallenen gothischen Nischen und Bogen, deren Stille nur hie und da durch das Geschrei der tagscheuenden Raubvögel, die den Rittersaal und Wartthurm bewohnten, unterbrochen wurde *); dann wir, im kühlen Schatten unser Mittagsbrod verzehrend, vor Allem aber das schöne Gretchen, uns schäckernd die Speisen reichend; Alles dieses zusammengenommen, stellte gewiß ein liebliches Gemälde dar.

Das Mahl war geendet. Gretchen sprach ein einfach, rührend Dankgebet, nahm ihr Körbchen, und stieg, nachdem sie von uns Abschied genommen, heimkehrend den Hügel hinab. Der liebende Schäfer hatte sich auf die Ueberreste des Wartthurms gestellt, und als er seinem Liebchen unverwandt nachschaute, wandte Gretchen sich oft nach ihm um, während ihr schalkhaftes Lächeln ihm zu sagen schien:

---

*) Man wird mir wohl verzeihen, wenn ich meine vielleicht etwas wässerige Prosa durch einige schöne Verse meines geehrten Landmannes Neuffer, welche eine Ruine schildern, angenehmer zu machen wage.

Siehe, den felsigen Gipfel, der hoch zu den Wolken emporstrebt,
Decken Trümmer aus voriger Zeit, das graue Gemäuer
Einer verfallenden Burg. Es schweigen die öden Gemächer;
Kriechendes Moos umzieht die Bastein; durch offene Fenster
Wächst die hangende Birke; das Thor, wo Helden gewandelt,
Ist durch Dornengesträuche verdeckt, und klagende Eulen
Nisten im Rittersaal, wo Harfen erklangen; und froher
Lieder Getön an Tagen des Siegs und festlicher Freude.

„Guckst du mir denn immer nach,
Wo du mich nur findest?
Nimm' die Aeuglein doch in Acht,
Daß du nicht erblindest."

Wenn aber Hans sein Gretchen so nach sich zurückblicken sah, schien mir die Antwort:

„Gucktest du nicht stets herum,
Würdest mich nicht sehen;
Nimm' dein Hälslein doch in Acht,
Wirst es noch verdrehen!"

auf seinen Lippen zu schweben.

Endlich war Gretchen unsern Blicken entschwunden, und wir gingen nun in der zerstörten Veste umher. Hans wußte viele Volkssagen über den Ort, an welchem wir uns befanden, zu berichten. Eine derselben, welche mir die merkwürdigste schien, lasse ich meinen jungen Schäfer dem Leser erzählen.

„In alter Zeit, als diese Burg noch trotzig und lustig zugleich ihre Zinnen in die Luft erhob, hauste auf ihr ein starker, mächtiger Ritter. Weitum im Lande ward er gefürchtet, und seine ausgedehnte Gewalt, sein hochfahrendes, finsteres Wesen, sein roher Charakter und viele begangenen Gewaltthaten rechtfertigten diese allgemeine Scheu vor ihm nur zu sehr. Er habe, so lief die Mähre umher, durch blutbefleckte Räubereien seine Reichthümer erworben und das Gericht Gottes werde nicht ausbleiben an ihm und seinem Geschlechte.

Hatto, so hieß der Burgherr, hatte zwei Söhne, Odo und Eberhard, deren geistige Richtung von zarter Jugend an schon verschieden war. Odo, der ältere, war von ruhiger, edler Gemüthsart, Eber-

hard, der jüngere, war rauh und heftig, rasch und jähzornig, ganz ähnlich seinem Vater, und deßwegen auch von demselben seinem sinnigeren Bruder weit vorgezogen. Eberhard maßte sich deßwegen immer ein drückendes Vorrecht an, und Odo war zu gutmüthig, um den wilden, unbändigen Bruder in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Nach damaligem Erbrechte empfing der erstgeborene Sohn immer den väterlichen Sitz, und die jüngeren Kinder wurden auf andere Weise versorgt. Um aber seinen Liebling Eberhard zu begünstigen, beging Hatto die Ungerechtigkeit, Odo von dem Recht der Erstgeburt auszuschließen. Er bestimmte nämlich, daß Eberhard das Stammschloß nach seinem Tode ererben sollte, und erbaute auf dem gegenüberliegenden Hügel, der jetzt ebenfalls mit Trümmern bedeckt ist, eine neue Burg, welche Odo besitzen sollte. Auf diesen Bau nun verwandte der alte Ritter viel Gut und Geld, und darüber erzürnte der böse Eberhard sehr.

„Was soll ich," sprach er kecklich und trutzig zum Vater, „was soll ich einst von dir ererben? Nichts als die alte Burg; während der weinerliche Odo eine schönere, festere Wohnung, alles Gut und Geld erhält. Ich glaube, du hast mich, deinen tapfern Sohn, ganz vergessen."

Dagegen nun gab ihm der nicht minder rauhe Vater wieder harte Worte und so war die Flamme angefacht, welche dieses ganze Geschlecht verzehren sollte. Als die neue Burg ausgebaut war, feierte der Vater Odos Einzug in dieselbe, seinem bis-

herigen Lieblinge Eberhard zum Trotz, mit einem rauschenden Feste, und erfüllte dadurch des bösen Sohnes tückisches Gemüth mit einem schrecklichen Groll. Spät in der Nacht suchte der alte Ritter sein Lager, uud da wurde er von seinem Sohne Eberhard meuchlerisch angefallen. Vergebens erflehte der Vater von dem Ungeheuer das Leben, vergeblich rang er mit dem jugendlich starken Bösewichte einen verzweifelten Kampf, er fiel unter dem Dolche des unnatürlichen Sohnes. Nur einen gräßlichen Fluch konnte der Gemordete noch aussprechen über seinen Mörder, ehe er sich verblutete, und ob er auch von dem teuflischen Hohngelächter des Bösewichtes überdonnert wurde, Gott beschloß ihn zu verwirklichen. Odo, obgleich immer von seinem Vater vernachläßigt, vergaß dennoch nicht der Kindespflicht, begrub den geschändeten Leichnam seines Vaters, den der gräßliche Eberhard von den Zinnen seiner Burg gestürzt hatte, mit tiefer Trauer und schwur, den schändlichen Mord zu rächen. Von jetzt an glühte ein grimmer, unauslöschlicher Haß gegenseitig in den Herzen der Brüder.

In derselben Zeit nun lebte in einem, von den Burgen der feindlichen Brüder nicht sehr weit entfernten Thale eine holde Maid mit ihrer alten Mutter in einer friedlichen Hütte. Mutter und Tochter lebten einsam und hatten sich nach dem Verlust des geliebten Hausvaters aus der Welt zurückgezogen. Sie ernährten sich durch Verfertigung von künstlichen Seidengeweben, welche ein mit ihnen ver-

wandter Handelsmann je zuweilen bei ihnen abholte und dann in den Städten und Rittersitzen verkaufte. Unter fleißiger, kunstreicher Arbeit und frommen Uebungen hatte die schöne Emma ihr sechszehntes Jahr erreicht und blühte still und anmuthig, wie die Rosen, welche ihre zarte Hand im kleinen Blumengärtlein sorgsam erzog. Der Jungfrau reines Gemüth kannte stürmische Leidenschaften oder begierliche Wünsche nicht, und ihr jugendliches Leben gleitete still dahin, wie das Silberbächlein, welches durch das Thal rieselte, das ihre Wohnung barg.

Eines Tages nun begab es sich, daß Ritter Odo herabzog von seiner Burg, um mit sicherem Geleite, denn er mußte von seinem bösen Bruder Alles befürchten, in seinen weitausgedehnten Forsten der Jagd zu pflegen. Er verirrte sich bei der hitzigen Verfolgung eines Hirsches und kam zu Emmas Hütte. Die Jungfrau begoß eben ihre lieben Blumen, als der stattliche Ritter, auf hohem Rosse durch das Thal daher sprengend, vor ihrer mütterlichen Hütte hielt und abstieg. Sie verwunderte sich über den vornehmen Gast und begrüßte ihn sittiglich und züchtig. Der Ritter aber stand wie eingewurzelt, so sehr blendete ihn ihre Engelschönheit, und bange suchte er nach Worten, ihren milden Gruß zu erwiedern. Endlich erzählte er, wie ihn die hitzige Verfolgung des Wildes von dem rechten Wege abgeführt und wie er von ungefähr in dieses liebliche Thal gekommen sey. Dann aber setzte er noch mit niedergeschlagenem Blicke hinzu, er danke seinem

Schutzheiligen Sankt Hubertus, daß er ihn von der Fährte des Hirsches abgeführt habe, um ihm eine so anmuthige Blume zu zeigen, wie er nun vor sich sehe.

Die holdselige Emma war zu unbefangen und unerfahren, um die sinnige Anspielung des jungen Ritters zu verstehen, allein sie mußte nicht zum weiblichen Geschlechte gehören, wenn sie nicht bemerkt hätte, daß sie einen großen Eindruck auf den ritterlichen Waidmann gemacht habe. Sie lud ihn in die Hütte ein, und die würdige Matrone Gertraud, Emmas Mutter, bewirthete den vornehmen Gast auf einfache aber herzliche Weise, so daß es dem guten Odo gar sehr gefiel. Von jetzt an lag er täglich in dem Walde, welcher das Thal der beiden Frauen umschloß, der Jagd ob, und kein Tag verging, ohne daß er ein paar Stunden in ihrer Hütte zugebracht hätte. Immer heißer wurde seine Liebe zu Emma, welche ihm die Jungfrau beim ersten Anblicke eingeflößt hatte, und als auch sie ihm gestand, daß er längst ihr Herz besitze, so beschloß er, sie heimzuführen als sein Eheweib. Mutter Gertraud segnete das liebende Paar, und schon war der Tag bestimmt, an welchem Odo seine Braut in festlichem Zuge abholen sollte aus ihrem stillen Thale. Aber anders lenkte es das erzgewebte Geschick.

Der böse Eberhard immer darauf bedacht, seinem Bruder zu schaden, ließ jeden Schritt desselben auskundschaften, und auf diesem Wege erfuhr er auch, warum Odo so oft zur stillen Hütte im einsamen Waldthale hingehe. Er umschlich nun

Emmas Wohnung so lange, bis er sie zu Gesichte bekam, und als er aus der Jungfrau himmlischer Schönheit ersehen, wie theuer sie dem verhaßten Bruder seyn müsse, beschloß er mit höllischer Tücke, sie ihm zu entreißen. „Er hat mir ja," so dachte der Bösewicht, „Rache geschworen von wegen des Alten. Ich will ihm nun zuvorkommen, und ihm das Zierpüppchen abführen; das wird ihm schon das Hasenherz brechen, denn die Leute sagen, er liebe die Dirne mehr als sein eigen Leben. Ja, ja, Brüderchen Odo, der Eberhard wird dir eines hinter die Ohren geben, daß du daran denken sollst!"

In einer stürmischen Herbstnacht sprengte Eberhard mit einem Haufen Bewaffneter vor die stille Hütte im Thale, brach hinein, und riß Emma mit roher Gewalt von der Seite der vor Angst beinahe entseelten Mutter. Das erschreckte Mädchen in einen Reitermantel hüllend und vor sich auf den Sattel nehmend, sprengte er mit seinen Gesellen waldeinwärts seiner Burg zu. Die Räuber waren bereits in dem Thale angekommen, welches die Burgen der feindlichen Brüder von einander trennte, als sich ihnen im Dunkel der Nacht ein Haufe Reisiger in den Weg stellte.

Odo nämlich, der glückliche Bräutigam, war in derselben Nacht immer von bösen Träumen gequält worden. Ja es schien ihm sogar, als ob der gemordete Vater bleich und im blutgefärbten Gewande vor sein Lager hintrete und ihm mit trauriger Gebärde zuwinke. Es litt ihn nicht mehr im Gemache. Eine unbekannte, ängstliche Ahnung flüsterte ihm zu,

es drohe seinem Liebsten auf der Welt, seiner holden Braut, eine Gefahr. Dieses unbestimmte Vorgefühl trieb ihn, sich und seine Leute zu bewaffnen und nach Emmas Wohnung zu eilen. Am Fuße des Schloßberges angekommen erblickte er die Burg des Bruders vor sich, wie die ganze Gegend, in schwarze Finsterniß gehüllt. Plötzlich kam ihnen auf ihrem dunkeln Pfade ein Reitertrupp entgegengesprengt, der sie alsbald mit lautem Geschrei angriff. Odos Leute stutzten anfangs ob dem unerwarteten Kampfe, allein ihres Führers Beispiel fachte ihren Muth an, und sie setzten sich den Feinden tapfer entgegen. Das Dunkel hüllte die Kämpfenden ein, und so geschah es, daß keiner der Brüder wußte, gegen wen er eigentlich fechte. Sobald der Kampf begonnen, vergaß Eberhard gänzlich, daß er die zarte, geknebelte Emma vor sich auf dem Sattel habe, und sprengte tobend auf die Feinde ein. Ein auf den Vatermörder gerichteter feindlicher Lanzenstoß traf — o entsetzlich Geschick! — die reine, bräutliche Blume. Das schuldlose Blut netzte den entsetzlichen Räuber und von augenblicklichem Entsetzen durchschüttelt, ließ er das liebliche Opfer vom Pferde auf den Boden niederfallen, wo Emma bald unter den Hufen der Kämpfenden den Geist aufgab. Eberhard aber gewiß, seine gräßliche Absicht erreicht zu haben, wandte sich und sprengte mit den Seinen davon. Auch Odo kehrte, als kein Gegner mehr vorhanden war, auf seine Burg zurück.

Am folgenden Morgen sandte Odo Leute auf den

Kampfplatz, um wo möglich, vermittelst des Aussehens gefallener Gegner zu erfahren, wer die Feinde gewesen seyen. Er selbst trat, zur Jagd gerüstet, auf die Burgzinne und schaute in das Thälchen hinab. Da kommen seine Leute zurück, tragend die zerschmetterte Leiche seiner Braut. Ein unnennbares Weh durchzuckt den Unglücklichen, als man den Leichnam vor ihn niederlegt. Erstarrt lehnt er sich an die Mauer. Da weckt ihn aus seiner Betäubung ein lautes Hohngelächter. Er fährt empor und siehe, auf der gegenüberliegenden Stammburg steht sein Bruder Eberhard auf der Zinne, zu ihm herüberschauend und ein donnerndes Hohngelächter aufschlagend. Ein Blick auf das engelreine Schlachtopfer, ein zweiter auf den teuflischen Hohnlacher enthüllt dem armen Odo das schaudervolle Ereigniß. Die Manen seines Vaters, seiner Braut scheinen ihm, racheforderud, vor den Augen zu stehen. Rache glüht in seinen Blicken, Rache tobt, wie ein Feuerstrom durch seine Adern. Er erhebt den Bogen und legt auf den fürchterlichen Bruder an. Aber schneller, als der Blitz hat auch schon Eberhard die Armbrust erhoben und seinen Bruder zum Ziele ausersehen. Die Sehnen schwirren und beide Brüder sinken, getroffen von den Todesboten, die sie einander zugesandt, todt zu Boden. — Niemand wollte mehr in den Burgen hausen, auf welchen der Fluch Gottes ruhte. So zerfielen sie, und es geht im Volke die Sage, daß jede Nacht die Geister der Gemordeten durch die Ruinen irren, tiefe, herzzerreißende Klagen ausstoßend. — Also der junge Schäfer.

Die silberne Glocke.

Die silberne Glocke.

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.

Schiller.

Auf einer Reise durch die südlichen Gegenden von Deutschland nahte ich mich einst an einem schönen Sommerabende den Thoren einer Stadt in Schwaben. Die Sonne begann hinabzusinken und rings breitete sich eine feierliche Stille über die abendliche Landschaft, welche nur durch die abgemessenen Töne einer einzelnen Glocke aus der nahen Stadt unterbrochen wurde. Niemals noch hatte ich einen so hellen, reinen Glockenton gehört und unwillkührlich fühlte ich mich gestimmt zur Wehmuth und Andacht.

So betrat ich die Stadt. Die Glocke goß noch immer ihre Silbertöne über die dämmernde Luft aus, und in der Herberge, wo ich einige ehrsame Bürger der Stadt hinter ihren Kannen sitzend antraf, angelangt, konnte ich, nachdem die gewöhnlichen Fragen über „Woher" und „Wohin?" beantwortet waren, nicht umhin, mich bei einem alten Manne, der meinen Gruß freundlich erwiedert hatte, genauer

durch der Glocke zu erkundigen, welche so sehr meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Der Alte war bereit, meiner Neugierde Genüge zu leisten, legte die Pfeife bei Seite, stärkte sich durch einen guten Trunk aus seinem Deckelkrüglein und begann also zu erzählen:

Vor ungefähr hundert Jahren lebte in dieser Stadt ein Glockengießer. Er war ein ehrenwerther, geschickter Meister, und weithin wurden seine Glocken als die bestgerathenen gepriesen. Rudolf, Meister Gottlobs einziger Sohn, blühte unter des Vaters sorgsamer Pflege frisch und kräftig heran, und die väterliche Sorgfalt ließ ihn vergessen, daß er frühe die Mutter verloren. Er erlernte das Gewerbe seines Vaters, und als Gottlob die erste Glocke, welche sein Sohn allein gegossen, wohlgerathen vor sich stehen sah, lächelte er vergnügt und freute sich, daß die Lehren, welche er seinem Sohn gegeben, so guten Anklang gefunden hatten.

Damals bestand noch der Brauch, daß jeder Handwerker eine bestimmte Zeit in der Fremde zubringe, um sich zu vervollkommnen in seinem Gewerbe, ehe er sich als Meister in seiner Vaterstadt niederließe. Auch Rudolf hatte jetzt das Alter erreicht, in welchem die jungen Bursche die Wanderschaft gewöhnlich antraten. Seit einiger Zeit aber war er stiller, wie sonst, und entzog sich dem frohen Zusammenleben seiner Freunde. Diese wunderten sich sehr darüber; denn sie hatten Rudolfen stets als einen frohen Jüngling gekannt, der, zwar nie

die Schranken der Sittlichkeit überschreitend, Theil genommen an jugendlichen Freuden und Vergnügungen. Hätten die Freunde gewußt, wie Rudolf gerade in dieser Zeit so glücklich war, sie hätten ihm wohl sein stilles Glück beneidet.

Des Nachbars blühende Tochter, Elsbeth, hatte einen tiefen Eindruck auf das Herz des neunzehnjährigen Jünglings gemacht. Er kam öfters in des Nachbars Haus hinüber, und erwies dem geliebten Mädchen alle die kleinen Dienste, durch welche die erste Liebe sich gewöhnlich dem geliebten Gegenstande so innig zu erkennen gibt. Er suchte und fand Elsbeths Gegenliebe. Wie schnelle entschwand den Glücklichen nun ein halbes Jahr im Hochgenusse reiner Liebe. Aber es kam der Tag, an welchem Rudolfs Abreise festgesetzt war, immer näher, und im Schmerze der bevorstehenden Trennung von der Geliebten entdeckte er sich seinem Vater.

Elsbeth war, als ein gesittet und verständig gutes Mädchen in der ganzen Stadt beliebt, und Rudolf hatte die Freude, den Bund von seinem Vater und Elsbeths Eltern gesegnet zu sehen. Die Liebenden verlobten sich, und der Jüngling sollte nach vollbrachten Wanderjahren seine Braut heimführen als sein Eheweib.

Jetzt begann Rudolf seine Wanderschaft. Sein Vater entließ ihn, mit Allem, was er brauchte, wohl ausgerüstet, zwar mit traurigem Herzen; doch in der freudigen Hoffnung, ihn nach einigen Jahren wieder froh und unverdorben heimkehren zu sehen,

zu welcher Hoffnung ihn seines Sohnes edles Gemüth, und dessen Liebe zur Tugend berechtigte.

Von einem Vierteljahre zum andern erhielten Rudolfs Vater und Braut von dem Wanderer Briefe, in denen er besonders die Länder und Städte beschrieb, durch welche ihn sein Weg führte, oder in denen er arbeitete. Den alten Gottlob freute es besonders, wenn Rudolf in seinen Briefen hie und da von einer großen Glocke sprach, bei deren Guß er beschäftigt gewesen; oder wenn er von einem berühmten Glockenmeister schrieb, welcher ihn gut aufgenommen, und ihm dieses oder jenes Geheimniß vortheilhaft beim Glockenguß anzuwenden, gelehrt habe. Elsbeth aber ergötzte sich an den Beschreibungen von schönen Kirchen, fremden Trachten nud sofort, was Mädchen gewöhnlich zu freuen pflegt, und freute sich still, aber innig, als Rudolf nach Verfluß von drei Jahren schrieb, er werde in wenigen Monaten heimkehren. Wie sehnlich erwartete sie ihn, und ach, sie sollte ihn nimmer sehen!

Eine schreckliche Seuche brach plötzlich über unsere Stadt herein, und unter der großen Zahl der Opfer ihrer Wuth befanden sich auch Rudolfs Vater, Rudolfs Braut. Drei Tage vor seiner Rückkehr wurden sie begraben.

Den Schmerz des rückkehrenden Sohnes und Bräutigams vermag ich nicht zu schildern. Für Nichts Sinn habend, als für die Verlorenen, saß er Tage lang in dumpfer Fühllosigkeit auf den Gräbern seiner Lieben; Alles um sich her unbeachtet lassend,

und nur zuweilen die Namen der Gestorbenen leise vor sich hin murmelnd. Kaum daß seiner Freunde ernstliches Zureden ihn vermochte, nothdürftige Nahrung zu sich zu nehmen. So gingen drei Wochen hin. Jetzt richtete sich Rudolf auf aus seiner starren Trauer. Er hatte sich in der Fremde eine ansehnliche Summe Geld erspart, und nun machte er auch das väterliche Erbe zu Geld. Er hatte eine Unterredung mit dem regierenden Bürgermeister und bald verbreitete sich in der Stadt das Gerücht: Rudolf wolle aus seinem Gelde eine silberne Glocke gießen, welche in dem Hauptthurm aufgehängt, fortan der Stadt verbleiben sollte. Die Glocke sollte den Namen der frühe gestorbenen Elsbeth tragen, und das Andenken des unglücklichen Brautpaares immer in der Stadt aufrecht erhalten.

Wirklich setzte der arme Jüngling dieses Vorhaben ins Werk, und der Guß gelang, von ihm geleitet, vollkommen. Feingeprägte Wappenschilde und sinnreiche Sprüche, die alle auf das Unglück des jungen Meisters sich bezogen, prangten am Rand der Glocke, und als ihre reinen, feierlich traurigen Töne zum erstenmale vom Thurme klangen, lobten Alle den braven, uneigennützigen Gießer, und manches Auge wurde naß ob des guten Jünglings bösem Geschicke. Der Magistrat verordnete nun, auf Rudolfs Ansuchen, die silberne Glocke solle nur dann geläutet werden, wenn ein Jüngling, eine Jungfrau zu Grabe getragen würde.

Drauf packte Rudolf seine Reisetasche, und

wanderte wieder hinaus in die Welt. Noch kein Jahr war aber vergangen, als man ihn eines Morgens todt auf dem Grabe seiner Braut fand. Ein heiteres Lächeln verklärte im Tode sein, von Gram gebleichtes Antlitz, und schien zu sagen: Nun ist mir wohl! Er wurde an Elsbeths Seite bestattet, und war der erste Jüngling, dem die silberne Glocke zu Grabe läutete.

So erzählte mir der alte Mann; und als ich am andern Morgen meine Reise fortsetzte und der Weg mich am Friedhofe der Stadt vorbeiführte, konnte ich dem Verlangen, die Gräber des unglücklichen Brautpaares zu besuchen, nicht widerstehen. Ich fand bald die einfache Gruft, welche von Rosen und Lilien umblüht sich unter schattenden Trauerweiden erhebt, und weihte dem Andenken der Liebenden eine stille Thräne. Dann pflückte ich einen Blumenstrauß, und bekränzte ihr friedliches Mal.

Das Raubschloss.

Das Raubschloss.

Es ist ein ewig heiliges Gesetz,
Daß in der Tugend Lohn des Lasters Strafe liegt.
Spruch.

1.

Dort, wo die schwäbische Alb in mehreren hohen Vorbergen endet, wo der Hohenstauffen als ein riesiges Denkmal längst vergangener Zeiten sich erhebt, in der Nähe Hohenrechbergs, dessen Kapelle weit hinabschaut ins Schwabenland; dort ragt ein steiler Felsen in die Luft empor. In der Gegend umher nennt man diesen Felsen den Rosenstein, und die Landleute erzählen sich in den langen Winterabenden manche schauerliche Kunde von der festen Räuberburg, die einst der Gipfel des Felsens trug, und von dem wüsten Treiben ihrer Bewohner. Eine solche Sage ist es, die ich in den folgenden Blättern erzählen will, und die sich in der wirren Zeit des großen Zwischenreiches zugetragen haben soll.

Hug vom Rosenstein hatte die feste Burg, viele erbeuteten Schätze und einen Haufen wilder Gesellen von seinem Vater ererbt. Wo möglich war Hug noch roher und raubsüchtiger als seine Vor-

fahren, und weithin ward er gefürchtet und gehaßt. Der Wanderer vermied die freundlichen Gegenden des Remsthales, und nur selten und mit starker Bedeckung wagte es ein Kaufzug, die benachbarten Gaue zu durchreisen. Nichts war sicher vor Hugs Tücke, Nichts war dem Räuber heilig. In jenen Zeiten der allgemeinen Verwirrung im Reiche wurde es Hug leicht, seine Frevel zu verüben, und nur die benachbarten Ritter von Hohenrechberg und von der Lauterburg wehrten noch des Räubers Wüthen. Deßwegen aber hatte er und seine Genossen dieser beiden Familien Verderben geschworen.

2.

Es war an einem freundlichen Sommertage, zwei Jahre nach dem Tode Konradins, der, ein Opfer bösen Geschickes und tückischer Menschen, sein Leben auf der Blutbühne geendet, als auf dem geräumigen Burgplatz zu Hohenrechberg vier Männer um einen Tisch saßen, auf dem Deckelkrüge und Becher standen, und der von einer mächtigen Linde angenehm beschattet wurde. Der Aelteste der vier Männer war Albrecht, Graf von Rechberg. Seine Silberlocken mischten sich mit seinem grauen Barte; doch sein Angesicht war noch voll und frisch, und seine aufrechte Stellung zeigte, daß dem Greise die rüstige Manneskraft geblieben sey. Ihm zur Seite saßen seine beiden Söhne Friedrich und Ekbert, kräftige Jünglinge, auf denen hin und

wieder des Vaters Auge wohlgefällig ruhte. Der Vierte war ein junger Mann, stattlich und männlich schön; es war Heinrich von der Lauterburg, der herübergeritten war, um seine Waffenbrüder zu besuchen, mehr aber noch in der Absicht, die schöne Gertrud, Albrechts einzige Tochter, die dem jungen Ritter mit inniger Liebe zugethan war, zu sehen.

Die Männer unterhielten sich vorzüglich über das Schreckliche der gegenwärtigen Zeit, und bald lenkte sich das Gespräch auf Hug vom Rosenstein.

„Es ist eine Schande, nahm Albrecht das Wort, es ist eine Schande für jeden braven Rittersmann, daß dieser Räuber so ungestraft und frech wüthet im Schwabenland; aber wahr ist es, seit dem Morde Konradins, Gott habe ihn selig, ist das Glück gewichen aus unsern Gauen."

„Auf mich, sprach Heinrich, scheint es Hug seit einiger Zeit besonders abgesehen zu haben. Ich war genöthigt, mehr Knechte in die Burg zu nehmen, um meine Untersaßen nur einigermaßen zu schützen vor seiner Raubsucht."

„Ja, ja, lachte Ekbert, der Rosensteiner hat es noch nicht vergessen, wie du ihn von der Mähre warfest auf dem Waffengang zu Hohenstauffen, den Konradin gab vor seinem Zuge nach Italien."

„Dächten Alle, wie wir, meinte Albrecht, wäre der Räuber längst gezüchtigt, aber es ist keine Einheit mehr unter der Ritterschaft. Meine Boten, die ich aussandte, um die Nachbarn zu einem Zuge gegen Hug zu mahnen, kamen meistens unverrichteter

Sache zurück, und unserer allein spottet er auf seinem Felsen."

Noch sprachen so die Männer, da sprengte der alte Burgvogt Berthold über die Zugbrücke athemlos in den Hof, und sank, aus vielen Wunden blutend, mit dem Rufe: „O Herr, — Eure Tochter, — der Räuber!" vom Rosse.

„Heiliger Gott!" riefen aufspringend die Männer aus einem Munde. Heinrich aber warf in wilder Hast den Helm aufs Haupt, und rief seinem herzugelaufenen Knappen zu, die Rosse vorzuführen.

Der alte Ritter war unterdessen zu Berthold geeilt, hatte ihn aufgerichtet, und bat mit zitternder Stimme um nähere Erklärung.

Von schwerem Athemholen oft unterbrochen, berichtete der Burgvogt: „Wir geleiteten Fräulein Gertrud von ihrer Betfahrt heim, und waren schon im Angesichte der Burg, da wurden wir drunten im Forste von Hug mit vielen Reisigen plötzlich überfallen. Wir stellten uns vor das Fräulein, faßten die Speere und rannten ein auf die Räuber. Aber während wir kämpften, hatten einige der Feinde die Zügel von des Fräuleins Zelter gefaßt und rissen sie mit sich fort. Zugleich sanken die vier Knechte todt oder tödtlich verwundet zu Boden, ich selbst konnte mich kaum noch im Sattel halten, und da ich sah, daß ich das Fräulein nicht mehr retten könne, sammelte ich meine Kräfte, spornte den Gaul und jagte davon, um Euch wenigstens die Kunde

von dem Unglücke zu bringen. Die Räuber aber nahmen die Richtung ihrem Felsen zu."

So berichtete Berthold. Die jungen Männer hatten indessen die Reisigen versammelt und die Rosse vorführen lassen. Der alte Ritter aber rief Georg seinem Leibknappen zu, er solle ihm die Waffen bringen. Vergebens baten ihn seine Söhne, sie allein ziehen zu lassen und sich nicht anzustrengen durch den nächtlichen Ritt; denn die Sonne war hinabgesunken und das Dunkel begann allmählig die Erde zu bedecken. Albrecht rief ihnen, die Waffen anlegend, zu, indem frischer Muth aus seinen Augen blitzte, ob sie glauben, der Vater werde ruhig zu Hause sitzen, wenn man ihm die Tochter raube?

Alle waren jetzt aufgesessen; die Trompeten schmetterten, und die Ritter sprengten, von ihren Mannen gefolgt, hinaus in die Nacht.

3.

Auf dem Rosenstein war in der auf diesen Tag folgenden Nacht ein lautes, lustiges Treiben. Hug hatte seine schöne Beute, das Fräulein Gertrud, glücklich eingebracht, ohne von den Nachsetzenden erreicht zu werden. Schon lange hatte er auf eine günstige Gelegenheit gelauert, sich an dem Ritter von Hohenrechberg zu rächen, und als ihm seine Späher meldeten, die Tochter seines Feindes habe eine Betfahrt ins Kloster Lorch unternommen, nur von vier Knechten und dem alten Berthold be-

gleitet, so legte er sich in dem sogenannten schwarzen Forst in Hinterhalt, überfiel die Heimkehrenden, und führte Gertrud auf sein Raubnest. Er war noch nicht mit sich einig, was er mit seiner Gefangenin beginnen wollte; aber der Jungfrau engelgleiche Schönheit hatte in des Räubers roher Brust eine wilde Leidenschaft hervorgerufen, die er nun vor Allem befriedigen wollte, um sich desto empfindlicher zu rächen. Deßwegen beschloß er, seine Gefangene mit Freundlichkeit zu behandeln, gab ihr eine Dienerin, ließ sie auf die beste Stube in der Burg bringen, und schmeichelte sich, das edle Fräulein werde sich durch diese Milde bewegen lassen, in seine schändlichen Absichten einzugehen.

Seinen Gesellen zu Gefallen ordnete er in der Nacht ein Gelage an in der großen Halle des Raubschlosses. Oben an dem langen Tische saß er selbst, ein Mann von mittlerer Größe, aber gedrungen, starkem Körperbau. Unter buschigen Brauen hervor funkelten gräulich die kleinen, grauen Augen, das struppige Haar hing ihm verwildert über das Gesicht, das, verzerrt und unstät, des Gemüthes wüsten Zustand verrieth. Zunächst bei Hug war Hanno von Grimbach, ein fränkischer Raubritter, der, aus seiner Heimath flüchtig, bei Hug ein Unterkommen gefunden. Die Tafel hinab saß der Genosse von Hugs Frevel. Der hatte dem Humpen schon fleißig zugesprochen, und begann jetzt, trunkenen Muthes, zu seinen Leuten gewandt:

„Hört, Freunde, der Rechberger wird ein sau-

res Gesicht machen, wenn er erfährt, daß sein sittiges, sinniges Töchterlein auf unserm Felsen weilt, ha, ha, ha! aber schön ist sie; und ich muß sagen, daß der Rosenstein noch nie eine solche Königsrose trug."

„Aber säumen, entgegnete ihm Hanno, wird der stolze Graubart nicht, sein geraubtes Kleinod wieder zu erringen, und der schmachtende Lauterburger wird Alles aufbieten, die Braut zu retten. Wer weiß, ob sie nicht jetzt schon gegen uns auf den Beinen sind?"

„Meinetwegen, lachte Hug, kann das ganze Schwabenland gegen mich ziehen. Ist nicht aufgezogen meine Zugbrücke und mein Thor verwahrt? Eher wird der Teufel ein Klosterpfaffe, als der Rosenstein eingenommen wird. Und da Ihr mir von dem Lauterburger schwatzet, so sage ich Euch, Gertrud wird Hugs Weib und keines Andern. Eher lasse ich sie über die Zinnen werfen, ehe ich sie in den Armen des närrischen Milchbarts sehen will."

„Oho, erwiederte Hanno, man hat mir erzählt, daß Euch dieser närrische Milchbart gar übel zeichnete auf dem Turnier zu —"

„Alle Teufel!" fiel ihm Hug wild ins Wort; wer sagt noch einmal Etwas davon? Hütet Euch, Hanno, oder ich will Euch walken, daß Ihr in des Teufels Küche zu seyn glaubt! He, Knechte, Wein her! Ich trinke aufs Wohl meiner schönen Braut, und will sehen, wer mir den Bescheid darauf weigert?"

Unter solchen Gesprächen war die Mitternachtsstunde gekommen und die wüsten Zecher mahnten einander mit lallenden Zungen, daß es Zeit sey, das Lager zu suchen. Hug taumelte den Gang zu seiner Schlafkammer entlang, da hörte er am Ende des Ganges Etwas, wie Waffengeklirr. Zornig riß er das Schwert heraus und stürzte mit dem Rufe: Wer ist hier in der Nähe meiner Kammer? auf den unbekannten Gegenstand seines Zornes zu.

Da zuckte plötzlich eine falbe Flamme durch den Gang, welche Hug in röthlichem Lichtschein einen Mann gewahren ließ, der in eine schwarze Rüstung gehüllt war, und dessen Gesicht und Hände Blutflecken trugen. Betäubt starrte Hug die Erscheinung an. Diese aber erhob den blutigen Zeigefinger drohend gegen ihn, und rauschte mit den Worten: Hug, Hug, die Strafe jenseits ist ewig! an ihm vorüber.

4.

Die Sage verlegt nun die Scene der Begebenheiten ins Kloster Lorch, dessen Ueberreste vielen meiner Leser bekannt seyn werden. Zu der Zeit unserer Erzählung gehörte Lorch zu den reichsten und angesehensten Klöstern in Schwaben und Franken. Die Klostergebäude waren mit einer Ringmauer umgeben, die von einem Graben umschlossen und mit einer Zugbrücke versehen, stark genug war, einen etwaigen Angriff abzuhalten, wozu des Klosters

Schätze Leute, wie Hug vom Rosenstein, wohl verleiten konnten.

Der gute Abt Eustach ging mit so schnellen Schritten, als es seine etwas ansehnliche Korpulenz gestattete, in seiner reich verzierten Zelle auf und ab, und hielt ein sehr ernstes Selbstgespräch, welches durch die Kunde von dem Raube der Tochter des Grafen von Rechberg veranlaßt wurde, und von dem uns die Sage Einiges aufbehalten hat.

„Ja, ja, murmelte er, die Flasche niedersetzend, aus der er eine kleine Stärkung zu sich genommen, so geht es, wenn kein Kaiser ist und Jeder handelt und wandelt in deutschen Landen, wie es ihm gefällt. Jeder dünkt sich der Höchste, bis er des Nachbars Stärke unterliegt; hm, hm, ja freilich; — der Niersteiner ist doch ein edler Trank, ich bin gewiß dem Bruder Kellermeister Dank schuldig, daß er mir ein Faß voll davon verschafft, — Kirchen und Klöster werden nicht bedacht. Diese wilden Ritter achten die Geistlichkeit nicht mehr, und wo einmal dieses geschieht, darf man nicht nach der Ursache des allgemeinen Verderbens fragen. — Ein herrlicher Wein! Er ist fürwahr ganz geeignet, einen Magen, wie den unsern, der durch strenges Fasten oft allzu sehr geschwächt ist, wieder herzustellen und in die gehörige Ordnung zu bringen. — Da waren unsere hohen Stifter und Beschützer, beati sint, andere Männer. Wenn sie auch mit dem heiligen Vater bisweilen in Händel geriethen, so schützten und ehrten sie doch die Geistlichkeit in ihren Landen. Und nun gar

vollends diese bitterböse Geschichte mit dem Rosensteiner und dem Rechberger. Gib Acht, Eustachius, das wird einen Tumult geben! doch: pax mecum, ich will Nichts davon, wenn sie nur mich und unser heiliges Kloster verschonen."

Der Monolog des ehrenwerthen Abtes ward hier durch den Eintritt seines Vertrauten, des Bruder Kellermeisters, unterbrochen, der dem Abt meldete, daß vor dem Klosterthore Albrecht von Rechberg und sein Sohn Friedrich hielten, und den hochwürdigen Abt zu sprechen wünschten.

Vae mihi, rief Eustachius, hab' ichs nicht immer gefürchtet, Bruder Bonifaz, daß sie auch mich hineinbringen werden in die Geschichte. Heiliger Eustachius, stehe mir bei! — Räume die Flasche weg, Bonifaz. — Ich sehe schon das Kloster brennen, den Rosensteiner die heiligen Gefäße rauben, unsern Orden vertilgt, o vae mihi!

„Nun so arg ist es noch nicht, tröstete Bonifaz; gesetzt auch, der tolle Räuber oder sonst Jemand wollte uns angreifen, so haben wir ja noch Mauern und Wälle und bewaffnete Knechte. Auch habe ich in meiner Jugend selbst die Lanze gehandhabt und den Bogen gespannt, so daß ich im Nothfalle wohl aus der Kutte heraus und in den Panzer hineinschlupfen könnte. Aber noch ist ja kein Schatten von Gefahr da, und ich weiß nicht, warum Ihr Euch so ängstiget."

„Ja tröste mich immerhin, erwiederte kleinmüthig der Abt; denn ich bedarf wahrlich des Trostes; ich armer, geschlagener Mann. Doch führe die

Gäste zu mir. Wenigstens ist Graf Albrecht ein allgemein geachteter und geliebter Mann. Laß sie kommen."

Bruder Bonifaz verließ das Gemach, und kehrte bald mit den beiden Rechbergern zurück.

Der Abt hieß sie mit einem freundlichen: pax vobiscum willkommen, und befahl dem Kellermeister, Erfrischungen für die werthen Gäste herbeizuschaffen.

„Ich habe Euch stets als einen Freund meines Hauses erfunden, Herr Abt," eröffnete der alte Ritter das Gespräch, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, „und im Vertrauen auf Eure Freundschaft hoffe ich einige Hülfe von Euch in einer wichtigen und traurigen Angelegenheit. Ihr wißt vielleicht" —

„Ich weiß das Unglück, welches Euch betroffen, edler Herr, und brauche Euch mein Beileid nicht erst zu bezeugen, um Euch zu zeigen, wie sehr es auch mich schmerzt, Eure gute Tochter in den Händen des Räubers zu wissen; denn wahrlich ich liebe, wie ein zweiter Vater das fromme, sittigliche Fräulein."

„Wohl war sie fromm und kindlich gut, sprach Albrecht, und meines Alters Trost. Zwei Söhne sind mit meinem Herzoge gezogen nach Italien. Einer fiel in der Unglücksschlacht, und der Andere begleitete Konradin auf die Blutbühne, und ich habe nicht geweint, als mir die Kunde kam von ihrem Tode; denn sie starben in ihrer Pflicht. Aber sollte ich meine arme Tochter nicht retten aus des

Räubers Hand, so würde mein Herz brechen in tiefem unsäglichem Schmerz."

„Tröstet Euch," erwiederte der Abt gutmüthig und mit Salbung, „Deus piorum tutela, Gott schützt die Schuldlosen, und wird Eure Tochter gewißlich nicht verlassen."

„Ja, wenn ich mich daran nicht hielte, entgegnete der alte Ritter, dann stände es schlecht mit mir; denn ich muß gestehen, daß ich daran verzweifle, den Rosenstein mit Gewalt zu nehmen."

„Vater, sprach hier der junge Ritter rasch, Ihr vergeßt, daß Ihr noch Söhne habt, die, obgleich jung, dennoch schon Proben von Muth und Entschlossenheit gegeben. Ihr vergeßt, daß Heinrich von der Lauterburg, mein Bruder Eckbert und ich geschworen, unser Haupt nicht eher ruhig zu legen, bis wir den Räuber gezüchtigt, und dem Vater die Tochter gerettet."

Während der Jüngling so sprach, hatte sich sein Angesicht vor Unmuth geröthet, und sein Vater, dieses gewahrend, drückte ihm leise die Hand und sprach besänftigend:

„Nein, mein Sohn, ich habe das Alles nicht vergessen, und vertraue auf Euch. Aber wahr ist es, den Rosenstein mit Gewalt zu nehmen, ist fast unmöglich."

„Und habt Ihr, werther Freund, fragte der Abt, noch Nichts gethan, um das Fräulein zu befreien?"

„Ich habe Alles gethan, war Albrechts Antwort, was in meinen Kräften steht. Ich habe die

Ritter in der Umgegend aufgeboten, und wir zogen mit einem starken Heerhaufen vor das Raubschloß, und forderten Hug auf, seine Beute herauszugeben; allein es ward uns nur eine höhnische Antwort. Heinrich von der Lauterburg, mein Ekbert und viele Edeln halten mit ihren Mannen den Felsen umschlossen; aber wenn Gott den Feind nicht in unsere Hände gibt, oder Hungersnoth entsteht auf dem Rosenstein, so werden wir wenig ausrichten. Der wackere Heinrich wagte es gestern Nachts, allein am Felsen emporzuklimmen mit der äußersten Gefahr; aber die Wache oben bemerkte ihn, es wurden Steine auf ihn niedergeschleudert, und seine Rettung ist fast als ein Wunder zu betrachten. Sechs Edle haben den Räuber gefordert zum Zweikampf, er aber ließ ihnen sagen: sie möchten auf den Felsen kommen, dann wolle er mit ihnen kämpfen. — „Doch," unterbrach sich jetzt der alte Ritter selbst, „ich vergesse die eigentliche Ursache unseres Besuches. Ich wollte Euch nämlich bitten, hochwürdiger Herr, den Bann der Kirche auszusprechen über Hug vom Rosenstein. Euer Kloster ist weitum im Lande geachtet, und wenn das Volk erfährt, daß der Raubritter ausgestoßen ist aus der Gemeinschaft der Glaubigen, dürfte mancher Arm sich erheben gegen ihn; ja, wer weiß, ob nicht einige seiner eigenen Diener durch den Bannfluch wankend gemacht würden, was dann vorzüglich unsere Absichten fördern würde."

Die Bitte, welche der letztere Theil von des

alten Ritters Rede enthielt, brachte bei dem guten Abt ungefähr die Wirkung hervor, welche heut zu Tage eine Elektrisirmaschine hervorbringt, wenn sie sich an den Gliedern eines Uneingeweihten entladet. Eustach mengte, als er sich vom ersten Schrecken erholt, eine Menge lateinischer und deutscher Brocken untereinander, um dem Ritter zu beweisen, daß er in sein Begehren nicht willigen könne. „Der Räuber würde sich für solche Beleidigung rächen mit Feuer und Schwert, und unsere fromme Brüderschaft vertilgen,“ schloß er seine, von Angstseufzern begleitete Rede, „und vor Allen den Abt Eustach gar übel zeichnen.“

Nur mit vieler Mühe gelang es dem alten Ritter, seines furchtsamen Freundes Besorgnisse zu beschwichtigen, und ihn zu dem Versprechen zu bringen, am morgigen Tage, als am Sonntage, wo viel Volk aus der Umgegend in der Klosterkirche versammelt wäre, den Bannfluch über Hug vom Rosenstein zu verkünden.

Der gutmüthige Abt nöthigte dann seine Gäste, einige Erfrischungen einzunehmen, und als sie bald darauf das Kloster verließen, athmete er tief auf, nahm einen tüchtigen Schluck aus dem großen silbernen Humpen, rieb sich die Stirne, wie ein Mann, der fühlt, daß er einen großen Entschluß gefaßt, und rief dem eintretenden Bruder Bonifaz zu: „Ich habe Etwas so Wichtiges und Großes beschlossen, wie noch kein Abt vom Kloster Lorch.“

5.

Wenden wir unsern Blick wieder nach dem Raubschlosse zurück und der Leser möge uns in das Zimmer folgen, welches Hug seiner schönen Gefangenin angewiesen; denn es ist Zeit, mit Gertrud genauer bekannt zu werden. Ohne nach dem Muster eines gewissen Schriftstellers eine Seitenlange Beschreibung von den Reizen des Fräuleins zu machen, möge es genügen, wenn wir sagen, Gertrud war schön und lieblich. Die Sage berichtet, man habe sie die Blume des Schwabenlandes genannt, ihrer Schönheit und Tugend wegen.

Als Hug seine Gefangene nach seinem Felsen schleppte, hatte der Schrecken ihr das Bewußtseyn geraubt, und erst am andern Tage erwachte sie aus ihrer Ohnmacht. Als sie nun die Augen aufschlug, sah sie sich in geräumigem Zimmer, auf reinlichem Lager und an ihrer Seite eine Matrone, welche sie freundlich anblickte und ihr Erwachen bemerkend freudig ausrief: „Gott sey Dank, edles Fräulein, daß ich Euch wieder lebend sehe. Ich fing wahrlich schon an, das Schlimmste zu befürchten.“

„Aber wo bin ich denn,“ sagte Gertrud, vom Lager aufstehend und verwundert um sich blickend, „dieses Gemach ist mir ganz fremde und auch Euch, gute Frau, kenne ich nicht.“

„Wollte Gott, erwiederte die alte Anna, Ihr dürftet nie erfahren, wo und in wessen Gewalt Ihr Euch befindet. Aber ich kann es Euch nicht verhehlen, und da der Ruf Euch fromm und gottergeben

nennt, so hoffe ich, Ihr werdet es tragen können, daß Ihr Euch in den Händen des großen Bösewichts, daß Ihr auf dem Rosenstein Euch befindet."

Wie ein Blitzstrahl trafen diese Worte Gertruds Ohr, und ohne die Hülfe Annas wäre sie wohl in ihren früheren bewußtlosen Zustand zurückgefallen.

„Heiliger Gott! rief mitleidig die alte Frau; edles Fräulein, noch ist nicht Alles verloren, wenn Ihr der alten Anna vertrauen wollt!"

Als sich das arme Mädchen wieder einigermaßen vom fürchterlichen Schrecken erholt, sprach sie, indem allmählig die Erinnerung ihr zurückkehrte: „Ja jetzt erinnere ich mich, daß uns Hug im schwarzen Forste überfiel, und daß er mich fortschleppte. Ich hielt es für einen schreckenden Traum, und nun muß ich leider glauben, daß es die traurigste Wahrheit ist. Aber, fuhr sie fort, hat mein Vater, mein guter Vater noch Nichts gethan, um mich zu retten, und Heinrich —?"

Hier hielt Gertrud plötzlich inne, und eine hohe Röthe verbreitete sich über ihr liebliches Gesicht.

„Ihr dürft Euch nicht schämen der Liebe des wackern Ritters von der Lauterburg," sagte lächelnd die alte Frau, „er ist ein braver junger Mann und weitum als solcher geachtet. Doch Ihr fragtet, ob Euer Vater noch Nichts gethan, Euch zu retten? Wohl hat er alles Mögliche gethan. Er setzte dem Räuber noch in der Nacht nach, und wenn Ihr hier in die Ebene hinabschauen wollt, werdet Ihr gewahren,

wie die Euern und noch viele Edle sich lagern um den Felsen. Aber leider muß ich Euch sagen, daß sie den Rosenstein wohl nimmer ersteigen werden mit offener Gewalt, denn"

„Ach raubt mir doch nicht alle Hoffnung, unterbrach sie das Fräulein, „wer sollte mich retten, wenn nicht die Meinen?"

„Ich habe Euch schon gesagt, es sey noch nicht Alles verloren, wenn Ihr der alten Anna vertrauen wollt. Um Euch aber davon zu überzeugen, müßt Ihr mir gestatten, Euch eine kurze, aber schreckliche Geschichte zu erzählen."

„O erzählt!" bat Gertrud gespannt.

„Vor ungefähr zehn Jahren stand drunten im Thale eine freundliche Hütte, welche von armen, aber redlichen Eheleuten und ihrer einzigen Tochter bewohnt wurde. Sie lebten schlicht und recht, und nährten sich ehrlich von ihrer Hände Arbeit. Da starb der alte Ritter hier oben auf dem Felsen, und sein Sohn Hug, schon vorher wild und unbändig, begann nun sein schändliches Wesen zu treiben. Er sah eines Tages meine arme Tochter, und in der folgenden Nacht wurden wir auf eine schreckliche Weise aus dem Schlafe geweckt. Hug schleppte alle drei auf den Rosenstein. Ich weiß nicht mehr Alles, wie es geschah; nur so viel, daß meine gute Tochter (sie war schön und fromm, wie Ihr, Fräulein,) lieber starb, als in des Räubers ehrloses Begehren willigte."

Ein Thränenstrom unterbrach hier die Rede der

alten Frau, und es bedurfte einiger Zeit, bis sie sich so weit gefaßt, in ihrer Erzählung fortfahren zu können:

„Ich stand an ihrer Leiche, und sah, wie Mangold, der unglückliche Vater, die Hand erhob gen Himmel und mit einem fürchterlichen Eide schwur, die That zu rächen an dem Bösewicht. Dieser, vielleicht vom erwachten Gewissen gepeinigt, behandelte uns gut, behielt uns auf der Burg und mein Mangold ist nun Thorwart bei der Zugbrücke. Aber noch ist das Rachegefühl stark in ihm und er wird seinen Schwur halten."

Anna hatte ihre kurze Erzählung beendigt, und wandte sich zu Gertrud mit der Frage: Wollt Ihr mir nun vertrauen, und glaubt Ihr, daß die alte Anna Alles thun wird, Euch zu retten?

Die unglückliche Gertrud antwortete nicht, aber sie warf sich laut weinend in die Arme der alten Frau.

6.

Die Sonne war hinabgesunken und schon begann der Mond die Gegend matt zu beleuchten, als Heinrich von der Lauterburg das Lager der verbündeten Edeln verließ, nur von seinem Knappen Kunrad begleitet. Liebender Gram hatte in wenigen Tagen des Jünglings heiteres Gemüth betrübt und verstimmt. Rastlos, wie er seit dem Raube seiner Braut es war, verließ er auch jetzt das Lager, ohne

eine bestimmte Absicht. Des treuen Dieners Frage: wohin er wolle? beantwortete er nicht, und schaute nur mit glühenden Blicken nach dem Raubschloß hinauf, welches im Mondlicht glänzte. Plötzlich wandte er sich zu seinem Diener mit der Frage: Ob er es auch für unmöglich halte, den Felsen zu ersteigen?

„Ihr habt es ja selbst schon erfahren, guter Herr," war des Knappen Antwort, „daß es unmöglich ist, wenn man auch Alles wagt, wie Ihr es gethan. Wenn denen auf dem Felsen die Lebensmittel nicht ausgehen, dürfen wir noch lange hier sitzen und richten Nichts aus. Wieder schwieg Heinrich, und schritt eilig in den Wald hinein, der sich am Fuße des Rosensteins hinzog. Als sie eine Strecke durch die Gebüsche gegangen waren, stand Heinrich still und fragte seinen Diener, ob er nicht Etwas höre, wie einen Gesang? Kunrad lauschte und deutlich hörte man durch die nächtliche Stille die melancholischen Töne eines Trauerliedes.

„Das wird der alte Eremit seyn, sagte der Knappe, welcher in des Waldes Mitte haust. Die Leute sagen, er singe alle Nacht ein gar trauriges Lied."

Als sie noch einige Schritte gegangen waren, sahen sie ein Licht durch die Bäume schimmern, und konnten jetzt deutlich hören, wie eine tiefe Stimme folgende Strophen sang und sie mit den schwermüthigen Akkorden einer Harfe begleitete:

Es reitet ein Ritter zur Burg hinein,
Da wollt' er wohl freien ein Mägdlein fein;
Doch ach, die herrliche Magedein,
Sie lag vor ihm da im Todtenschrei'n.

Sie war so lieblich, so fromm und gut,
Dem Ritter erstarrt in den Adern das Blut.
Er steiget zu Rosse nie wieder,
Nie deckt mehr die Rüstung seine Glieder.

Nicht ruft die Trommet ihn zu Schwert und Schild,
Zu muthigem Angriff im Schlachtengefild,
Eine Hütte im wilden Forst er sich baut,
Lebt nur dem Gedächtniß der verlorenen Braut.

In stiller Nacht auf 'nem glänzenden Stern,
Da weilet des Trauernden Auge so gern.
Dort hoffet die Braut er zu sehen,
Wird einst aus dem Leben er gehen.

Allmählig verklangen die Töne im leisen Wehen der Nacht. Heinrich ging auf das Licht zu, und stand bald vor der Hütte des Eremiten.

„Warte hier meiner," sprach er zu seinem Knappen, „ich möchte gern den trauernden Sänger kennen lernen."

Die Thüre der Hütte war bloß angelehnt, so daß Heinrich ohne Geräusch eintreten konnte. Das Haupt des alten Klausners war auf das Instrument gesunken, daß er den Eingetretenen nicht sogleich gewahrte.

„Verzeihet, wenn ich Euch störe, ehrwürdiger Vater," redete ihn Heinrich an, indem er ihm näher trat, „Euer Lied lockte mich an, und das Licht zeigte mir die Wohnung des Sängers.

Der Greis richtete sich bei diesen Worten auf, und der junge Ritter sah ein edles, würdiges Antlitz, auf dem, wie es ihm däuchte, jahrelanger Gram

mit den Beschwerden des Alters verbunden, tiefe Furchen gezogen.

„Wenn ich nicht irre,“ sprach der Alte, sein Instrument bei Seite stellend und aufstehend, „so seyd Ihr Heinrich von der Lauterburg.“

„Ihr habt es errathen, guter Vater.“

„Nun dann seyd mir herzlich willkommen! Solltet Ihr vielleicht schon wissen, daß ich Euch erfreuliche Nachricht geben kann von —“

„Von wem?“ fiel Heinrich rasch ein.

„Nun von Gertrud, dem Fräulein von Rechberg.

„O redet, guter Vater!“

„Seyd getrost,“ sagte der Alte, „ich will kurz seyn und Eure liebende Ungeduld so schnell als möglich befriedigen. Heute Morgen kam der alte Mangold, der droben auf dem Rosenstein Thorwart ist, zu mir. Dieser Mangold ist ein rechtlicher Mann und hegt ein glühend Nachgefühl gegen Hug, der ihm einst die einzige Tochter mordete. In kommender Nacht werdet Ihr die Zugbrücke niedergelassen, das Thor offen und den alten Mangold Eurer harrend finden. Unter seiner Anführung könnt Ihr dann leicht die übrigen Theile der Burg überrumpeln.“

Freudig und dankbar nahm Heinrich den Vorschlag an, versprach die Gelegenheit zu nützen und verließ gegen Morgen die Hütte des Klausners. Als er wieder durch den Forst schritt, hörte ihn freilich der Knappe leise vor sich hinmurmeln: „In

jeder andern Sache hätte Heinrich von der Lauterburg solche verrätherische Hülfe verschmäht; aber hier? — Sie muß gerettet werden, sey's auf welchem Wege es wolle.

7.

Der Mangel an Lebensmitteln stieg in dem belagerten Raubschlosse zu schrecklicher Noth. Hug sah, wie auch die wildesten seiner Gesellen die Köpfe entmuthigt hängen ließen; ja er hörte die Furchtsameren davon sprechen, man solle sich ergeben, und die Gnade der Sieger anflehen. Dazu hatte besonders das unter den rohen Räubern umherlaufende Gerücht, der alte Burggeist spucke wieder umher, und sey ihrem Herrn blutig und drohend erschienen, was sicher auf Unglück deute, da er sonst gewöhnlich in weißem Gewande und mit freundlicher Miene sich zeige, beigetragen.

Der Raubritter, von rasender Leidenschaft gegen seine Gefangene entbrannt, wollte eher Alles opfern, als seine schöne Beute fahren lassen. Daher beschloß er, in kommender Nacht mit einem Theil seiner Leute einen Ausfall zu wagen, um die Belagerer zurückzutreiben, und sich Lebensmittel zu verschaffen. Hanno von Grimmbach sollte zurückbleiben, und das gefangene Fräulein auf die Zinnen der Burg führen. Geschähe es dann, daß Hug unten im Thale fiele, so sollte Hanno das Fräulein über den Felsen hinabschleudern, um sie nur todt den Siegern zurück-

zugeben. Dieß war der schreckliche Plan des Räubers und er bereitete Alles zur Ausführung desselben vor. —

Mitternacht war vorüber. Aus dem Thore des Raubschlosses brachen die wilden Gesellen und wandten sich rasch hinab gegen das Lager der Verbündeten, das sie unbewacht überfallen zu können glaubten. Noch nicht weit waren sie aber vorgedrungen, als sie von einem gutgeordneten Reitertrupp angegriffen wurden. Dieß war ein Theil der Mannschaft, welche zur Ueberrumplung der Veste bestimmt war, und wurde von Heinrich von der Lauterburg geführt. Ein anderer Haufe stand näher der Burg zu, unter den Befehlen der jungen Grafen von Hohenrechberg, und hatte jetzt die beste Gelegenheit, in die von Vertheidigern fast ganz entblößte Burg einzudringen.

Der Kampf zwischen Heinrichs und Hugs Leuten war äußerst heftig und hartnäckig. Ein dichter Wald trennte die Streitenden von dem Lager der verbundenen Edeln, so daß das Kampfgetöse dort nicht leicht vernommen werden konnte. Da trafen, als die Schatten der Nacht blasser zu werden begannen, und die erste Morgenhelle leise am Horizonte heraufstauchte, Heinrich und Hug in der Hitze des Streites aufeinander.

„Lange habe ich dich gesucht!" rief der Jüngling und spornte das Roß gegen seinen Feind, der ihm brüllend entgegnete: „Gut, daß du kommst; ich habe Vieles an dir zu rächen!"

Der Kampf begann. Wüthende Hiebe führten

die Streiter auf einander. Vergebens trachtete Jeder, dem Feinde die Todeswunde beizubringen, immer vereitelte des Gegners Geschicklichkeit diese Absicht. Beide ermatteten allmählig. Da wandte sich Heinrichs Blick von ungefähr auf die Zinnen der Raubveste. Himmel! dort stand seine Braut, die Arme ausstreckend, wie um Hülfe flehend. Neben ihr Hugs Freund, der schändliche Hanno. Ob diesem Anblick schwollen dem jungen Ritter die Adern. Mit unwiderstehlicher Kraft drang er auf den wüsten Räuber ein und zerschmetterten Hauptes stürzte dieser aus dem Sattel. Jubelnd richtete der Sieger die Augen wieder zur Zinne; doch welch' Gräßliches sollten sie dort schauen. Eben war Hanno im Begriffe, seines entsetzlichen Auftrages sich zu entledigen, als plötzlich ein furchtbares Krachen die Burg erbeben machte, Gertrud von unsichtbaren Händen dem Grausamen entrissen, statt des schuldlosen Opfers der elende Opferer selbst in die grause Tiefe hinabgeschleudert wurde. Heulend zersplitterten seine Glieder an den Felsen.

Erschrocken, betäubt wandte sich Gertrud nach dem unerwarteten Retter um. Ein hoher, in weiße Gewänder gehüllter Greis stand vor ihr, nickte ihr freundlich lächend zu und verschwand. Gleich darauf stürmten die Sieger auf die Zinne und Gertrud lag in den Armen der Brüder, am Herzen des Geliebten.

8.

Wenige Monden nachher feierte Heinrich und Gertrud ihre Hochzeit auf Hohenrechberg. Der gute Abt Eustach segnete sie ein, und konnte nicht müde werden, sich darüber auszulassen, welch große Wirkungen sein Bannfluch gegen Hug hervorgebracht. Um ihn zufrieden zu stellen, gab natürlich Jedermann dem ehrenwerthen Abte Beifall, und lobte ihn wegen der treuen Freundschaft, die er an dem alten Grafen bewiesen. Mit aufrichtigem Danke aber wurde des rettenden Burggeistes auf dem Rosenstein gedacht, und der Abt war gutmüthig genug, anzuerkennen, daß ohne des Geistes Hülfe, Gertrud, trotz des Bannstrahles, verloren gewesen wäre.

Als der glückliche Heinrich sein schönes Weib am folgenden Tage auf seine väterliche Burg führte, wo Mangold und die alte Anna ihrer schon harrten, und der Weg sie am Rosenstein vorbeiführte, schauten sie mit Schauder zu den Trümmern des ehemaligen Raubschlosses hinauf, und dankten dem Ewigen für seine Gnade, die er durch seine Rettung aus dem drohenden Unglücke bewiesen.

Auch den ehrwürdigen Klausner besuchten sie, und erblickten ihn, der Hütte nahend, im Abendstrahl, die Harfe in der Hand vor derselben sitzen. Der Greis schien ruhig und friedlich zu schlummern. Heinrich ergriff, ihn sanft zu wecken, seine Hand. Sie war starr und todt, und der junge Mann erkannte, daß sein alter Freund ins bessere Leben hinübergewallt sey. Da sprach er, sein Weib umar-

mend und gerührt: „Was sollen wir trauren? Hat er doch oben seine schmerzlich verlorene Braut, welcher er sein ganzes Leben hindurch so innig treu geblieben, wiedergefunden. Hier soll sein Leib ruhen. Oft wollen wir dann zu seinem Grabe wandeln, uns an dem Beispiele von Liebe und Treue, welches er gegeben, zu erfreuen.

Der Ring.

Der Ring.

> Was ich nur je in Büchern las und was ich
> Erzählen hört' in Mährchen und Geschichten,
> Bestätigt mir, daß treuer Liebe Weg
> Nie führt die Liebenden auf ebner Bahn.
>
> Shakspeare.

Als ich eines Abends, mit allerlei Gedanken beschäftigt, in der alten St. Johanneskirche in der alten Reichsstadt Gmünd umherwandelte, traf ich einen Bekannten, einen ältlichen Mann. Ich vergleiche diesen Greis dem alten Manne, welchen Irving in seinen Erzählungen eines Reisenden die erste Geistergeschichte bei der Jagdmahlzeit erzählen läßt. Wie jener alte Herr, hatte mein Bekannter ein Gesicht von zwei ungleichen Hälften. Aus einer Hälfte leuchtete aber bei meinem alten Herrn Witz und Humor, während in der andern Hälfte eine Menge Mährchen und Sagen versteckt war.

Wir begrüßten uns; und ich nahm mir die Freiheit, meinen alten Freund zu erinnern, daß er mir vor einigen Tagen versprochen habe, eine Sage von der Gründung der Stadt zu erzählen. Er war sogleich bereit dazu. Wir setzten uns abseits in einen Betstuhl und er begann:

„Der ganze Raum, den jetzt die Stadt Gmünd

einnimmt, so wie das südliche und nördliche Thal, in welchem sich die Stadt erhebt, war in alten Zeiten mit wilder Waldung bedeckt. Nur eine kleine Lichtung tauchte aus diesem Forstlabyrinthe auf, und auf dieser Lichtung stand ein Jägerhaus, bewohnt von dem alten Waidmann Ekart, seinem Weibe Irmengard und seinem einzigen Sohne Horsa. Der alte Ekart hatte seine Jugend und sein reiferes Mannesalter im Kriege zugebracht; zog sich aber dann mit seiner Gattin und dem zwölfjährigen Sohne aus dem wüsten Getümmel zurück, und siedelte sich in dem einsamen Waldhause an. Die mit Wild aller Art gefüllten Forste versahen seine Familie in jener einfachen Zeit sattsam mit Speise, und die übrigen zum Lebensunterhalte nöthigen Dinge wußte sich Ekart dadurch zu verschaffen, daß er hie und da die Felle der erlegten Thiere in eine ferne Handelsstadt brachte, und sie dort gegen seine und seiner Familie Bedürfnisse austauschte. Der Knabe Horsa blühte in den Umgebungen der freien Natur frisch und kräftig heran, und als er das achtzehnte Jahr erreicht hatte, sandte ihn sein Vater zum Herzog von Schwaben, damit er diesen seinen Lehensherrn auf dem bevorstehenden Kriegszug begleite. Der Jüngling zeichnete sich ehrenvoll aus und gewann die Liebe seines Fürsten.

Als Friede geworden, kehrte er in seine einsame Heimath zurück, jugendlich stark und schön; aber mit einer tiefen Wunde im Herzen. Es hatte nämlich der Jüngling in den Umgebungen des Herzogs die

holde Hermengild, des fürstlichen Kanzlers Tochter, kennen und lieben gelernt.

Wohl fand er Gegenliebe, aber konnte er, der arme Krieger und Waidmann, der nichts besaß, als seine mühsam errungene Ehre, und ein einsames Forsthaus zu Lehen trug, hoffen, die Tochter des edeln, angesehenen Kanzlers heimzuführen. Ungewohnt, vor seinen Eltern ein Geheimniß zu hegen, machte sie Horsa mit seiner hoffnungslosen Liebe bekannt und sein Vater, der gerade, schlichte Greis rieth ihm nun, zum Kanzler hinzugehen, um die Hand seiner Tochter zu freien, und wenn er abgewiesen würde, sich die Liebesgrille aus dem Kopf zu schlagen.

Der Jüngling beschloß dem Rathe seines Vaters zu folgen, besonders da eine Mähre umherlief, welche sagte, der stolze Kanzler sey bei seinem Herrn, dem Herzog, in Ungnade gefallen und lebe jetzt, sehr beschränkt, auf einem einsamen Waldschlosse. Dahin begab sich also Horsa. Als aber der stolze Edelmann die Bitte des Jünglings vernahm, da würdigte er ihn keiner Antwort, und bedeutete ihm höhnend, das Schloß zu verlassen, und sich nimmer blicken zu lassen.

Mit diesem sein Lebensglück zerstörenden Bescheid kehrte der Jüngling traurig heim. Die Eltern trösteten ihn, so gut sie konnten, und der Vater meinte, Horsa solle sich seinen Gram durch die Jagd in den umliegenden Forsten vertreiben.

Um diese Zeit erschallten diese sonst so stillen Wälder von lautem Gedränge und Getriebe; denn:

Es hielt auf Hohenstauffen
Der Schwaben Herzog Haus;
Der zog mit hellen Hauffen
Einsmahls zu jagen aus.

Bei dieser Jagd hatte Ekart und sein Sohn viel zu thun. Sie mußten dem Herzog, seiner Gemahlin und dem Jagdgesinde zu Wegweisern dienen, die wildreichsten Stellen zeigen und in dem einsamen Waldhause den hohen Gästen vor ihrer Heimkehr eine Jagdmahlzeit bereiten. Während des Jagens aber ereignete sich ein Zufall, welcher Horsas Glück begründete und die Erbauung unserer Stadt veranlaßte. Die Herzogin nämlich verlor in fröhlicher Hast und Jagdlust ihren Ehering. In jenen Zeiten ward ein solcher Ring gleichsam für einen Talisman gehalten, von dem Glück und Unglück des Ehepaars abhänge; und so darf man sich nicht verwundern, wenn die Herzogin des verlornen Kleinods wegen sehr in Aengsten war.

Die Bewohner des Waldhauses gingen am folgenden Morgen ihren Geschäften nach. Horsa nahm seine Jagdwaffen, um im Forste zu streifen und den Gedanken an seine Hermengild nachzuhängen. Er war kaum hundert Schritte von der Wohnung entfernt, als er da, wo jetzt die St. Johanneskirche steht, einen stattlichen Hirsch gewahr wurde. Er legte auf denselben an, der Pfeil schwirrte, und das Thier stürzte nieder. Als nun aber der Jäger seine Beute genauer untersuchte, erblickte er an der äußersten Spitze des Hirschgeweihes den köstlichen Ehering der Herzogin. Sogleich eilte er nach

Hohenstauffen, seinen Fund anzuzeigen. Die Herzogin, sehr erfreut, wollte dem glücklichen Finder eine Gnade gewähren. Der Jüngling entdeckte ihr seine hoffnungslose Liebe; und sieh, durch ihre Fürsprache begnadigte der Herzog den Kanzler wieder, und brachte es dahin, daß er seine Tochter dem jungen Waidmann zum Weibe gab. Auf der Stelle, wo Horsa den Ring gefunden, ließ die fromme Herzogin die noch jetzt stehende St. Johanneskirche erbauen. Allmählig lichtete sich der dunkle Wald, mehrere Häuser entstanden und Horsa und Hermengild sahen, glücklich vereint, eine zahlreiche Nachkommenschaft fröhlich heranblühen.

Also legte die Vereinigung eines treuliebenden Paares den Grund zur Erbauung einer blühenden Stadt.

Die Heimkehr.

Die Heimkehr.

Von Rittern kühn und mannlich, von Frauen zart und hold,
Aus alten, guten Zeiten, ihr eine Mähre hören sollt.
Alte Ballade.

1. Wie der edle Möringer eine Fahrt in das heilige Land unternahm.

Der Ritter Möringer war seiner Zeit einer der biedersten und angesehensten Edelleute im Schwabenland. Entsprossen aus edelm Geschlechte, zeigte er schon in früher Jugend, daß er sich seines Stammes stets würdig zeigen werde. Seine Jünglingsjahre brachte er auf abentheuerlichen Zügen, sein reifes Mannesalter in ernstlichen Kämpfen und Fehden zu. Nie zog er sein Schwert für eine ungerechte Sache, aber hatte er einmal Etwas für gut und recht erkannt, so führte er es bald zu Ende. Der Glanz seiner Jünglingsabentheuer warf ein liebliches Licht auf die ernstern Thaten des Mannes, und diese wiederum verliehen seinem ganzen Wesen einen so ernsten, edeln Charakter, daß ihm Niemand seine Achtung versagen, Niemand auch nur den geringsten Tadel auf ihn werfen konnte.

Der Ritter hatte beim Eintritt ins Mannesalter ein schönes Fräulein als sein Eheweib heimgeführt

auf seine Burg, leider aber war ihm seine junge Gemahlin bei der Geburt seines ersten Kindes, eines holden Töchterleins, gestorben. Möringers Schwester, Aebtissin eines nahen Frauenklosters, nahm den zarten Sproß der Ehe ihres Bruders zu sich, um dem mutterlosen Säugling weibliche Pflege und Erziehung angedeihen zu lassen. Der Wittwer, verdüstert durch seines Weibes frühen Tod, zog hinaus in Kampf und Streit, und war lange Jahre von der Heimath abwesend. Endlich kehrte er wieder auf seine Burg zurück. Alles schien ihm hier öde und traurig. Wenn er sonst als Jüngling aus Gefahren zurückgekehrt war, empfingen ihn liebende Eltern mit liebender Umarmung, später als angehenden Mann hatte ihn sein treues Ehegemahl hold und freudig bei seiner Wiederkehr umarmt; jetzt waren sie alle todt und begraben.

Er besuchte seine Schwester und erfreute sich an seinem heranwachsenden Töchterlein, das den stattlichen Vater, als die Base den Ritter als solchen bezeichnet hatte, freundlich begrüßte, und ihm geschwätzig alle Merkwürdigkeiten ihres Erziehungsortes vorplauderte. Dem guten Möringer that es in der Seele weh, als er die Züge seines geliebten Weibes in dem Antlitze seines Kindes wieder fand, und er verhehlte seiner Schwester diesen Schmerz nicht.

„Möringer,“ antwortete ihm diese auf seine Klagen, „du mußt dich zu einer zweiten Heirath entschließen. Du trittst nun in die Jahre, in welchen

euch Männern weibliche Hülfe vorzüglich nothwendig ist. Dein Töchterlein ist noch ein Kind, und wäre es auch um ein paar Jahre älter, so hielte ich es dennoch nicht für gut, sie jetzt schon meiner Aufsicht und Erziehung zu entreißen. Auf sie kannst du also deine Hoffnung unmöglich jetzt schon setzen. Auch bist du Stammhalter unserer Familie und es fehlt dir noch ein männlicher Erbe. Deßwegen halte ich es für gut, du nehmest wieder ein Weib, und ich denke, du wirst mir beipflichten müssen."

Der Ritter bedachte sich, und machte dann seine Schwester darauf aufmerksam, ob man ihn nicht für einen Thoren halten werde, wenn er, der bereits im späten Mannesalter Stehende, noch einmal freien würde, nachdem er zehn Jahre, seit dem Tode seines ersten Weibes, gewartet habe.

„Ei was," entgegnete die Aebtissin ihrem Bruder auf diesen Einwurf, „du bist allewege noch ein rüstiger Reke, und wenn auch dein Haar sich weiß zu färben beginnt, so gehst du dennoch stattlich und männlich daher, und ich denke, du könntest es gegen männiglich in Schimpf und Ernst behaupten, daß du zum Freien noch nicht zu alt seyest."

Der Ritter lächelte und versprach seiner Schwester, den Plan zu bedenken. Als er aber die Aebtissin wieder besuchte, gestand ihm diese, daß sie bereits eine Braut für ihn gewählt habe. „Es ist eine schöne, wohlgesittete Jungfrau, die Tochter des verarmten Herrn von Hohnberg. Ins Haus wird sie dir zwar nicht viel bringen, aber sie scheint mir für

dich zu passen; und wenn du es erlaubst, so will ich bei Agnes, da sie gerade ein paar Tage bei mir auf Besuch ist, für dich werben."

So sprach die Aebtissin, und als Möringer das Fräulein gesehen und mit demselben bekannt geworden war, gestattete er seiner Schwester, das Amt eines Freiwerbers zu übernehmen. Die Werbung hatte einen gesegneten Gang. Agnes Vater war mit Möringer, dem edeln mächtigen Freier, wohl zufrieden, und die Jungfrau selbst nahm, nach einiger Bedenklichkeit, was man aber für die gewöhnliche mädchenhafte Ziererei hielt, des Ritters Antrag an und wurde sein Weib. Auf des Möringers Burg ging es nun gar lustig und hoch her, und der Ritter gestand sich, daß er nun wieder glückliche Tage zu hoffen habe, wie in seiner ersten Ehe. Nur dadurch wurde sein Glück etwas getrübt, daß er erfuhr, sein Ehegemahl sey vordem dem jungen Grafen von Neufen in zarter Minne ergeben gewesen, und nur des Vaters ernstlicher Wille und die traurige Gewißheit, daß die stolze Familie von Neufen die Tochter eines herabgekommenen Hauses nicht in ihre Mitte aufnehmen würde, konnte sie bewogen haben, Möringern ihre Hand zu geben. Diese leichte Trübung verschwand aber bald wieder, als der Ritter sah, wie sein Weib in ehelicher Treue ihm ergaben war und wie sie Alles anwendete, um sich ihm gefällig und liebend zu erzeigen. Um ihr zu zeigen, wie wenig er sie beargwohne, lud Möringer den jungen Grafen von Neufen oft zu

sich auf seine Burg, und es verging keine lustige Jagd, kein fröhliches Banket, wo der Jüngling nicht dabei gewesen wäre. Immer aber blieb der junge Mann in den strengsten Grenzen der guten Sitte, und wenn er sich auch der Burgfrau nahte, so geschah es nur mit der ehrerbietigsten Achtung.

Um diese Zeit wurde Möringer in einer Fehde so gefährlich verwundet, wie er es nie gewesen, seit er das erstemal sein Schwert im Kampfe geprüft. Schwebend zwischen Leben und Tod wurde er auf sein Schloß gebracht. Mit zärtlicher Besorgniß übernahm seine Gemahlin seine Pflege; aber trotz ihren Bemühungen und der Sorgfalt ihrer geistlichen Schwägerin schien sich des Verwundeten Zustand immer mehr zu verschlimmern. Da that der Ritter in der Qual des Schmerzens das Gelübde, er wolle, wenn ihm Gott und die Heiligen gnädig seyn und ihm Heilung angedeihen lassen wollten, nach wiedererlangter Gesundheit hinziehen in das heilige Land, um für Christi hochgebenedeites Grab zu kämpfen. Von der Stunde an, in welcher der Ritter dieses Gelübde auf seinem Schmerzenslager ablegte, besserte sich, so erzählt die Sage, täglich seine Gesundheit; bald war er von der Verwundung genesen und hatte seine Kräfte wieder erlangt. Als gottesfürchtiger Mann dachte er nun aber auch ernstlich an die Erfüllung seines Versprechens und rüstete sich zu einem Zug nach Palästina.

Etwas schien ihm dabei sehr hinderlich zu seyn. Er war nämlich mit zwei seiner Nachbarn in bittern

Streit verwickelt und sollte nun, in ein weitentferntes Land ziehend, die Seinigen ohne treue Obhut zurücklassen. Lange besann er sich, wem er sie wohl anvertrauen möchte. Der junge Neufen hatte zwar jene Fehde, in der Möringer so gefährlich verwundet worden, ritterlich für ihn ausgefochten und sich jederzeit seines Vertrauens würdig bewiesen; aber dennoch schien er viel zu jugendlich, um ihm Weib und Kind, Hab und Gut auf längere Zeit ganz anvertrauen zu können. Er entschloß sich, die Obhut seines Heimwesens seinem alten Schloßkastellan, einem Greise von fester Treue und geprüfter Rechtlichkeit, anzuvertrauen. Der alte Harro aber wies seines Herrn Anerbieten entschieden zurück. „Herr," sprach er, „schon viele Jahre habe ich Euch gedient, und ich darf sagen, treu und redlich gedient, und auch jetzt wollte ich Eurem ehrenden Auftrage gerne mich unterziehen, wenn ich dreißig Jahre jünger wäre." — „Nun warum denn, wenn du dreißig Jahre jünger wärest," fragte der Ritter. „Hm, Herr," entgegnete Harro, „ich würde mich wohl noch getrauen, Euer Besitzthum zu wahren gegen männiglich und Eure Fehden zu schlichten, aber Ihr habt das schönste Weib im ganzen Donaugau, auch Euer Töchterlein beginnt aufzublühen, und — hm, verzeiht mir, Herr, wenn ich sage, ich möchte lieber Alles hüten, als zwei schöne Weiber." Der Ritter bedachte die Antwort des Alten und fand, daß er nicht ganz unrecht habe. Während er nun noch ungewiß war, was er unternehmen sollte, sprengte der junge Leopold

von Neufen in den Hof der Burg. „Der kommt wie gerufen," sprach der Ritter, als er seines Gastes ansichtig geworden. „Das ist offenbar ein Fingerzeig des Himmels. Ja ich will dem guten Jüngling mein Alles anvertrauen; eine geheime Stimme in meinem Innern sagt mir, daß ich recht thue." Und so that der edle Möringer. Bescheidentlich nahm der Jüngling den ehrenden Auftrag an und schwur dem Ritter, bis zu seinem letzten Athemzuge wolle er ihm Weib und Kind, Hab und Gut getreulich wahren und schützen.

Beruhigt nahm der Möringer Abschied von der Heimath. Er segnete seine Tochter und als er seinem Weib den Abschiedskuß gab, sprach er zu ihr: „Sieben Jahre harre mein. Kehre ich dann nicht wieder, so denke, daß ich für des Heilands Ehre im glorreichen Kampfe gefallen. Ist diese Zeit vorüber, so magst du frei als Wittwe über deine Hand verfügen. Bis dahin aber denke mein in Liebe und Treue!"

Also zog der edle Möringer von dannen.

---

2. Was sich während des Möringers Abwesenheit auf dessen Burg begeben.

Als der Ritter Möringer seine fromme Fahrt angetreten hatte, nahm der junge Graf von Neufen seinen Sitz auf dessen Burg; denn dort war seine Anwesenheit sehr nöthig, dieweil Möringers Feinde Alles aufboten, um sich dessen Burg zu bemeistern

und all das Seinige an sich zu reißen, während er im heiligen Land kämpfte. Sie zogen also mit großer Macht gegen die Vasallen des Entfernten, und hofften mit leichter Mühe sie zu bewältigen, da ihnen der tapfere, umsichtige Führer fehle, aber da wurden sie sehr getäuscht. Sie fanden an dem jungen Neufen einen Gegner, der sich nicht so leicht schlagen ließ. Mehrere Gefechte fanden statt, in denen stets Leopolds Haufe die Oberhand behielt, und die Besiegten nahmen also, da Gewalt Nichts fruchtete, ihre Zuflucht zu schnöder List. Sie ließen Frieden anbieten und da dieser Möringers Ehegemahl genehm war, unterhandelte Leopold mit ihnen und es kam ein Vertrag zu Stande. Unter der Friedensmaske aber sannen die Bösen auf tückischen Verrath.

Die Frauen freuten sich baß der nun wieder in der Umgegend eingetretenen Ruhe und baten ihren jungen Kastellan, er möge sie auf einem Besuche begleiten, den sie ihrer Verwandtin, der Aebtissin, abzustatten gedächten. Leopold war sogleich bereit dazu; doch unternahm er die Fahrt nicht ohne hinlängliches Geleit und ohne die Burg sicher zu verwahren, denn er traute dem Frieden, welchen Möringers Feinde mit ihm geschlossen, nicht recht. An einem schönen Morgen, es war nun gerade zwei Jahre seit Möringers Abreise, setzte sich der kleine Zug, die beiden Frauen auf sanften Zeltern, umgeben von einem rüstigen Geleite, von der Burg aus in Bewegung und kam, von Leopold vorsichtig geführt, ungefährdet im Kloster an. Dort

verweilte man zwei Tage, nach welcher Zeit der Heimweg wieder angetreten wurde. Da keine Spur von Gefahr vorhanden zu seyn schien, so unterließ Leopold, um den Frauen durch ängstliches Wesen nicht zur Last zu fallen, die auf dem Herweg befolgten Vorsichtsmaßregeln. Bald aber sollte es sich zeigen, wie nothwendig sie gewesen wären. Als nämlich der kleine Trupp in einem Thale, das rings hohe Hügel umgaben, angekommen war und daselbst ein wenig ausruhen wollte, wurde er plötzlich von einer überlegenen Anzahl Reisiger, die mit lautem Geschrei aus den Schluchten das Thal hervorsprengten, angegriffen. Die Frauen erblaßten in tödtlichem Schrecken. Leopold aber, schnell gefaßt und bedenkend, daß es hier das Aeußerste galt, gab ihnen eine Schutzwache, und rasch seine übrigen Leute ordnend und ihren Muth mit zündenden Worten anfeuernd, führte er sie den Angreifern entgegen. Die Krieger Möringers, eingedenk ihres alten Herrn und stolz auf ihren jungen Führer, der durch Tapferkeit und edeln Sinn ihre Liebe sich gewonnen, boten Alles auf, um hier die Ehre ihrer Waffen zu behaupten. Leopolds Schwerthiebe fielen wie Blitzstrahlen nieder, sein hoher Federbusch wehte, den Seinigen ein ermunterndes Banner mitten im dichtesten Gedränge der Feinde, die bald von allen Seiten wüthend auf ihn heranstürzten, bald vor seiner Waffe Wucht wieder auseinander stäubten. Endlich nach einem Kampfe, in welchem Leopold und die Seinen die glänzendsten Proben der Tapferkeit an

den Tag gelegt, und die Frauen, schwebend zwischen Hoffnung und Todesangst, brünstige Gebete zum Himmel gesandt, wandten sich die Gegner mit eben so großer Eile zur Flucht, als sie zum Angriffe herangekommen. Leopold verfolgte sie eine gute Strecke und Mancher von ihnen fiel noch unter dem Schwerte der ergrimmten Krieger Möringers. Als er aber von der Verfolgung zurückkehrte und an die Frauen heranritt, sank er plötzlich besinnungslos vom Pferde. In der Hitze des Kampfes nämlich hatte er eine gefährliche Wunde erhalten, in frischem Kampfesmuth und froher Jugendkraft aber ihrer nicht geachtet, bis er jetzt, bewältigt von Blutverlust und Erschöpfung, ohnmächtig niedersank. Waren die beiden Frauen bei Erscheinung der Feinde schon erschrocken, so erschracken sie jetzt noch vielmehr, da sie ihren heldenmüthigen Ritter und Retter bleich und blutig vor sich liegen sahen. Sie stiegen von ihren Zeltern, und da in jenen Tagen die Damen beim Anblicke eines Bluttropfens noch nicht in eine sentimentale Erstarrung fielen, lösten sie mit ihren zarten Händen dem Verwundeten den drückenden Ringkragen und durch Besprengung mit frischem Wasser aus einer nahen Quelle brachten sie ihn wieder in's Bewußtseyn zurück. Da er aber zu schwach war, um sich im Sattel halten zu können, verfertigten die Reisigen schnell eine Tragbahre aus Baumästen und auf dieser wurde der Verwundete so sanft als möglich auf die Burg zurückgebracht.

Leopold verfiel in ein hitziges Fieber und in

der Gluth desselben klagte er sich an, er habe die ihm anvertrauten Schützlinge durch sträflichen Leichtsinn in Todesgefahr gebracht: „Ha," rief er, „welch' Elender bin ich! Dem edlen Ritter habe ich mein Ehrenwort verpfändet, Weib und Tochter ihm zu wahren wie meinen Augapfel und nun wie wenig fehlte es, daß sie ihren erbittertsten Feinden in die Hände fielen. Ha, Leopold von Neufen, wie willst du dich vor der Welt verantworten, wie bei ihr, bei ihr, der Geliebten, dich entschuldigen?"

So sprach das Fieber aus dem Jünglinge und wie wir sehen, deuteten seine letzten Worte darauf hin, daß er noch immer eine feste Liebe zu der so heiß Geliebten im Busen trage. Was sein schüchterner Mund nie auszusprechen sich getraute, verrieth jetzt in des Fiebers Wahnsinn manch feuriges Wort, manch zärtliche Aeußerung. Wie erschrack Agnes, wenn sie an des Kranken Bette sorglich waltete und plötzlich ein solches Liebeswort dem Jünglinge entfuhr. Also liebte er sie noch immer und nur strenges Pflichtgefühl und unbefleckte Ehrliebe hatten ihn vermocht, sein süßes Geheimniß immer im Herzen zu verschließen. Wie edelsinnig mußte er dem jungen Weibe erscheinen, wie schmerzlich mußte es ihr werden, Leopolds Edelmuth nicht belohnen zu können. Wenn sie nun an seinem Lager saß und sorgsam seinen Schlummer bewachte, der hie und da mit kühlenden Schwingen das Toben des Fiebers beschwichtigte, wenn sie die geliebten Züge vor sich sah, o dann brach oft ein unverhehlter Strahl

von Liebe aus ihrem Herzen, ein düsterer Schmerz umschleierte sie und unaufhaltsam rannen ihre Thränen. Sie mußte dann die Pflege des Kranken der heranblühenden Jutta, ihrer Stieftochter, überlassen, und diese unterzog sich diesem Geschäfte mit eben so viel Eifer als Liebe. Agnes zog sich dann in ihr einsam Gemach zurück, nur beschäftigt mit den Gedanken verlorener Liebe und getäuschter Hoffnung auf Lebensglück. Hatte sie sich aber ausgeweint und die Heiligen um Trost und Stärkung angefleht, so konnte sie wieder ruhig ihre edle Würde behaupten, die ihr als Gattin des vielgeehrten Möringer zukam, und gegen alle Leiden und Mühsale stählte sie das schöne Bewußtseyn, ihre schwere Pflicht immer erfüllt zu haben und nie von dem engen Pfade der Tugend abgewichen zu seyn.

---

3. Dem Möringer wird in Palästina ein sonderbarer Traum. Wie es ihm darauf wunderbarlich erging.

Unterdessen war der Möringer glücklich nach Palästina gekommen, nachdem er auf der weiten Fahrt manches Abenteuer rühmlich durchgekämpft hatte. Der Ruf seines Muthes und seines edeln Charakters hatte sich vor ihm her verbreitet und er wurde in dem heiligen Lande von den Kriegern des heiligen Kreuzes mit Liebe und Achtung empfangen. Durch manche That, nur seiner würdig, bewährte er seinen alten Ruhm, und er war einer der ersten,

der Jerusalems Mauern erstieg, als die heilige Stadt von den Christen erstürmt wurde. Mit brünstiger Andacht verrichtete er sein Gebet am Grabe des Erlösers, welches sein tapferer Arm aus schmählicher Knechtschaft hatte befreien helfen, und gedachte an der hochheiligen Stätte in Liebe und Treue seiner entfernten Lieben.

Aber siehe, unter den Wiedereroberern der geweihten Stadt brach eine böse Krankheit aus, die, verbunden mit den Folgen erlebter Beschwerde und dem bösen Einflusse des ungewohnten Klima's dem christlichen Heere gefährlicher wurde, als die Waffen der Türken, ihrer Gegner. Auch Möringer wurde davon ergriffen und lange Zeit lag er in Todesgefahr auf dem schmerzlichen Krankenlager. Er wurde zwar von seinen Freunden aufs sorgfältigste gepflegt, allein wie sehr vermißte er jetzt seine Agnes, deren liebevoller Pflege, als er in der Heimath an einer Wunde darniederlag, er sich dankbarlich erinnerte. Gegen alle Hoffnung begann sich aber der Zustand des Kranken wieder zu bessern und das böse Gebrechen wich von ihm. Bald konnte er wieder sein Streitroß besteigen und die Schlachten der Christen mitkämpfen. Als er aber durch sechsjährigen Kampf für des Heilands Ehre sein Gelübde gelöst glaubte, da ergriff ihn die Sehnsucht nach der Heimath und er schiffte sich ein nach Europa, um in die Arme der Seinen zurückzukehren. Aber noch nicht weit von der Küste entfernt, wurde das Schiff, auf welchem er sich befand, von einem schrecklichen Sturm zuerst auf dem

Meere umhergetrieben und zuletzt nach Aegypten verschlagen, wo es an der Küste scheiterte. Möringer war einer von denen, die sich an das Ufer retteten, allein dort harrte nur noch größeres Unglück seiner. Er wurde nämlich von den Kriegern des Sultans von Aegypten, der, ein bitterer Feind der Christen, es mit den Sarazenen hielt, gefangen und in Fesseln vor den feindlichen Herrscher geführt. Dieser behandelte in seinem Uebermuthe den edeln Ritter als den gemeinsten seiner Sklaven. Die Freiheit konnte er zwar dem guten Möringer rauben, aber seinen Muth, seine Seelenstärke konnte er nicht brechen. Er blieb immer seinem ritterlichen, hohen Charakter getreu. Seine Leiden als Winke der Gottheit betrachtend, fand er in diesem Glauben eine wunderbare Stärke, sie mit christlichem Gleichmuthe zu ertragen.

Eines Abends nun war er, von harter Arbeit sehr ermüdet, auf seinem ärmlichen Lager entschlummert, als ihm im Schlafe ein sonderbarer Traum erschien. Es war nämlich, als stehe ihm zu Häupten eine glänzende Engelsgestalt in schneeigen Gewändern, welche seine Stirne mit einem Palmenzweig sanft berührte, gleichsam um den Schlummernden recht auf sich aufmerksam zu machen. Als aber jetzt Möringer sein Auge fest und aufmerksam auf die Erscheinung richtete, sprach diese mit melodischer Stimme: „Heute sind es sieben Jahre geworden, seit du von der Heimath, von Weib und Kind geschieden. Denkst du noch der Worte, welche du beim

Abschiede zu deinem Weibe gesprochen? Siehe, am Abend des kommenden Tages wird sie sich mit Leopold von Neufen vermählen, dich längst für todt haltend."

So sprach die Erscheinung und verschwand. Der Ritter aber fuhr auf aus seinem Traum, der ihm mit schrecklicher Gewalt alle Nerven durchbebt hatte. „Ha," rief er, „so bin ich denn verlassen und vergessen von Allen, die ich liebe und während sie frohe Hochzeitfeste feiern, liege ich hier, gefesselt, ein niedriger Sklave, dem man es vergessen machen will, daß er ein Mensch ist."

Also rief der Ritter aus in der ersten Aufwallung des Unmuths; dann aber faßte er sich und nahm, eingedenk seiner christlichen Würde, seine Zuflucht zum Gebete: „Heiliger Gott!" flehte er, „wenn du mich je deiner Gnade für würdig gehalten, und du, ewiger Sohn des Allmächtigen, wenn du mein schwaches Opfer zu deiner Verherrlichung hienieden gnädig angenommen, o so helft mir in dieser meiner Bedrängniß. Laßt einen Strahl eurer milden Barmherzigkeit auf mich fallen und nicht vergebens mein Flehen seyn!"

Als der fromme Möringer dergestalt gebetet hatte, fühlte er sein Gemüth erleichtert, eine selige Ruhe kam über ihn und er sank dem Schlummer wieder in die Arme. Lange mochte er wohl geschlafen haben, als ihn schmetternder Vogelsang aus dem Schlummer weckte. Er schlug die Augen auf und o Wunder! — er lag auf einer blumenreichen Matte, über ihm in der freundlichen Bläue des Himmels

scherzten und sangen muntere Vögelein und ihm gerade gegenüber auf einem ihm wohlbekannten Hügel, der von der Donau bespült wurde, ragte seine Burg, sein heimathlicher Stammsitz, fest und kühn in die Luft empor. Dem Ritter war es, als träume er noch; als er aber sich aufgerichtet hatte und das Thal entlang gehend seiner Burg sich näherte, als er von seinen längs des Flusses hin wohnenden Untersassen als ein fremder Wanderer in den traulichen Klängen seiner Muttersprache gegrüßt wurde, da konnte er nicht mehr zweifeln, daß der unendlich Barmherzige sein Flehen erhört und ihn durch schützende Engel aus seiner Gefangenschaft in Aegypten während des Schlummers zur theuern Heimath geleitet habe.

---

4. Was unterdessen in der Heimath geschehen war.

Die Sage muß nun einige Jahre, während welcher Möringer theils noch in Palästina kämpfte, theils in Aegyptenland gefangen war, zurückgehen, um zu berichten, was sich unterdessen mit Leopold, Agnes und Jutta begeben.

Als damals Leopold auf Möringers Burg verwundet darnieder lag, begann sowohl in seiner als in Agnes Brust alte Liebe sich wieder zu rühren. Der Kranke hatte in Fiebersgluth Worte ausgestoßen, die nur zu deutlich verriethen, daß der Funke, welchen einst Agnes vor ihrer Vermählung mit Möringer in des Jünglings Brust geworfen, nie erloschen war, und nur einer Gelegenheit bedurfte,

wieder in hellen Flammen aufzulodern. Wohl hütete sich die arme Agnes so viel als möglich, eine solche Gelegenheit herbeizuführen, aber hatte sie der Gluth nicht schon dadurch Nahrung gegeben, indem sie sich gestand, daß auch in ihrer Brust die Neigung zu Leopold noch immer vorhanden sey. Welch ungeheuern Kampf zwischen Pflicht und Liebe das arme Weib zu kämfen hatte, vermag nur der zu entscheiden, welcher sich ganz in ihre Lage versetzt.

Während nun zwischen Leopold und Agnes alte Bande sich wieder straffer anzuziehen begannen, umkettete eine frische Liebeskette den jungfräulichen Busen der herangereiften Jutta. Der Gegenstand dieser Liebe war Leopold. Er sowohl als Agnes, zu sehr mit ihren eigenen Herzensangelegenheiten beschäftigt, bemerkten Juttas Leidenschaft nicht; dagegen erschaute sie klar, ehe es sonst Jemand ahnete, daß ihre Stiefmutter und der junge Graf wieder einer frühern, tiefgewurzelten Neigung allmählig nachgäben, denn die Liebe sieht in solchen Fällen scharf. Der Kummer des armen Mädchens läßt sich nicht beschreiben, als sie dieses unglückselige Verhältniß entdeckt hatte, aber sie konnte auch nicht umhin, die Seelenstärke der Liebenden zu bewundern, die einander täglich gegenüber, von den Mauern der gleichen Wohnung umschlossen, ihrer Liebe solche Gewalt anzuthun vermochten, daß sie durch kein äußeres Zeichen sich verrieth. Aber Jutta schauderte, wenn sie ihres Vaters gedachte. War er todt oder lebte er wohl noch? Welches waren seine Schick-

sale in dem fremden Lande? Ahnete er wohl, daß der, welchem er zutrauungsvoll sein Alles in der Heimath anvertraut hatte, der Liebe und Treue seines Weibes so gefährlich geworden? In solchen Augenblicken beschuldigte Jutta den Jüngling geradezu des Verrathes, aber ein Blick auf ihn, dessen schönes Bild ihre Seele ganz erfüllte, reichte hin, ihre üble Meinung sogleich zu ändern. Sie sah dann wieder nur den Geliebten in ihm, und fühlte sich durch der ersten Liebe glühendes Sehnen unwiderstehlich zu ihm hingezogen.

So standen die Sachen auf Möringers Burg, als sich das siebente Jahr seit des Ritters Abwesenheit zu Ende neigte. Jutta sah, was jetzt kommen würde. Ihr Vater hatte ja bei seiner Abreise seinem Weibe gestattet, ihre Hand wieder zu verschenken, wenn er nach Ablauf von sieben Jahren nicht in die Heimath zurückkehren würde. Leopolds Bewerbungen stand nun also kein Hinderniß mehr entgegen, und auch Agnes durfte jetzt mehr heraustreten aus den engen Schranken, in welchen sie bisher Pflichtgefühl und eheliche Treue gehalten hatte. So kam es, daß es allmählig gewiß wurde, Leopold von Neufen werde die verwittibte Agnes freien, denn an Möringers Tod zweifelte und an seine Rückkehr glaubte Niemand mehr. Auf Leopolds väterlicher Burg wurde seine Verlobung mit Agnes gefeiert, denn die Eltern des Jünglings hatten Nichts daran auszusetzen, daß ihr Sohn die schöne, reiche Wittwe heimführe. In wenigen Wochen sollte auf Möringers

Burg die Hochzeit gefeiert werden. Während dieser Zeit nun entdeckte ein Zufall dem Jünglinge Juttas Liebe. Dadurch wurde er zuerst aufmerksam gemacht auf das stille, liebreizende Mädchen, das mit ihrer milden Huld Alles um sich her verschönerte und veredelte. Er konnte es sich nicht erklären, warum auch er sich so sehr zu der Jungfrau hingezogen fühlte, und unwillkührlich stellte er eine Vergleichung an zwischen seiner Braut und ihrer Stieftochter, die wohl nicht gerade zum Vortheile der ersteren ausfallen mochte. Früher Kummer, bittere Erfahrungen und verzehrender Seelenkampf hatte die Frische der Jugend von Agnes hinweggestreift, Jutta aber, obgleich von Liebesschmerz gebleicht, glänzte noch in der reinen, strahlenden Schönheit eines Engels. Dazu kam noch, daß Agnes seit der Verlobung immer düster und traurig war, und so oft Leopold von der nahenden Hochzeit sprach, sich weinend entfernte, gleichsam betrübt durch des Jünglings Liebe. Auch konnte dieser ein ängstliches Gefühl nicht unterdrücken, wenn er des alten Möringers dachte und die Möglichkeit erwog, daß der Letztere doch wieder heimkehren könnte, und wie er dann als schändlicher Verräther vor der ganzen Ritterschaft gebrandmarkt wäre.

---

5. Wie der alte Möringer an Leopolds und Agnes Hochzeittag plötzlich auf seiner Burg erscheint und welche günstige Wendung die Sachen nehmen.

Als der alte Möringer auf so wunderbare Weise in sein Vaterland zurückgekehrt war, und sich überzeugt hatte, daß er nun wirklich wieder auf heimathlichem Boden wandle, ging er auf eine Mühle zu, welche unterhalb seines Schlosses an der Donau lag und deren Besitzer ihm wohl bekannt war, indem derselbe einst die Stelle eines Leibknappen bei ihm bekleidet hatte. Er trat ein und traf den alten Mühlenbesitzer allein zu Hause. Ohne von demselben erkannt zu werden, erbat er sich, als ein aus Palästina kommender Pilger, (er hatte sich nämlich bei seinem Erwachen auf der Wiese mit einem Pilgerrocke bekleidet gefunden) Speise und Trank und ein gastliches Obdach. Der Müller gewährte diese Bitten sogleich und als er seinem Gaste eine Erfrischung vorgesetzt und ihm einen Platz an dem gastlichen Tische angewiesen hatte, fragte er neugierig: „Wie, aus dem gelobten Lande kommt Ihr?" Als der Ritter diese Frage bejahte, murmelte der Müller: „Hm, Mancher ist dahin gezogen und nur Wenige kehren von dort zurück." „Wie so," fragte der Pilger, „kennt Ihr wohl Jemanden, dem es also ergangen ist?" „Ja wohl kenne ich einen Mann," entgegnete der Müller, „einen edeln mächtigen Ritter, der hingezogen ist nach dem heiligen Grabe und nimmer wiedergekehrt. Gott habe ihn selig, es war

ein biederer, ehrenfester Ritter, der alte —" Der Müller wurde hier in seiner Rede durch einen alten Knappen unterbrochen, der hastig in die Stube trat und ohne den fremden Pilgrim zu beachten, ausrief: „Nein, ich halte es droben auf der Burg nicht länger aus. Da wollen sie heute Hochzeit halten, der Junker und die gnädige Frau, und keinem von beiden ist es so recht Ernst damit. Das Fräulein schleicht umher, als ob ihr das Leben abgesagt wäre, und Alles ist in Unordnung und Verwirrung. Ach, daß der gute alte Herr noch lebte!"

Möringer hatte in dem alten Knappen sogleich seinen treuen Kastellan Harro erkannt und wurde von der Rede desselben beinahe zu Boden gedonnert. Allein auch in diesem schrecklichen Augenblicke, wo es ihm zur peinlichen Gewißheit wurde, daß sein Traum in Aegypten ihn nicht getäuscht, verlor er seine edle Fassung nicht. Er gab sich den beiden Getreuen zu erkennen, und als sie sich überzeugt, daß der fremde Pilgrim wirklich ihr alter Gebieter sey, küßten sie ihm in trunkener Freude Hand und Gewand. Hierauf aber berieth sich Möringer mit ihnen, was nun zu thun sey, und als er von dem alten Kastellan Alles genau erfahren, wie es auf der Burg stehe, war sein Plan sogleich gefaßt. Droben auf dem Schlosse aber ging es am selbigen Tage gar lebhaft her. Von allen Seiten kamen stattlich geputzte Gäste auf Streitrossen und Zeltern, um die Hochzeit Leopolds und Agnes zu feiern. Da sah man die Ritter im glänzenden Kriegskleide, um

sich auf dem Turnier, durch welches das Beilager verherrlicht werden sollte, auszuzeichnen; da erblickte man schöne Frauen und Jungfrauen, denn immer war das Schwabenland reich an schönen Weibern, in ihren Seidenröcken und zierlichen Miedern, behangen mit goldenen Kettlein, sich zum lustigen Fackeltanz rüsten. Hier tummelten sich flinke Edelknaben umher, dort sang ein Harfner seine Balladen und wurde übertäubt von Trompetern und Pauken, welche wiederum einen nur kleinen Lärm machten in Vergleich mit den durch Küche, Keller und Speisekammer rennenden Priestern der Kochkunst. Das Ganze bot einen belebten, freudigen Anblick dar.

Die Brautleute selbst aber waren gewiß in keiner freudigen Stimmung. Wie an solchen wichtigen Tagen das Herz ohnehin beklemmt und ängstlich ist, so war dieß noch in erhöhtem Grade bei Leopold und Agnes der Fall. Die Braut gedachte ihrer ersten Hochzeit und ihres vorigen Gatten. Immer war er ihr ein guter, treuer Herr gewesen, und nun beging sie eine so schnöde Untreue wenn nicht an ihm, denn daß er todt sey, daran zweifelte Niemand, doch an seinem Andenken. Noch etwas peinigte sie und zwar die Gewißheit, daß Leopold mehr aus Zartgefühl und alter Gewohnheit der Liebe sie eheliche, als aus feuriger Neigung. Leopold aber rannte unruhig umher. Eine schreckliche Beunruhigung drückte ihn. Er konnte durchaus die Stimmung und Fassung nicht finden, welche ihm heute so nöthig war. Er sah sich zwar nun am Ziel seiner Wünsche, aber

entweder waren diese Wünsche nicht mehr so glühend, als daß ihn die Erreichung derselben ganz beglückte, oder stiegen bösliche Zweifel auf in seinem Innern gegen die Rechtlichkeit seines Beginnens. Am unglücklichsten aber war Jutta. Sie saß weinend in ihrem einsamen Kloset und fühlte schmerzlich, wie so ganz verwaist sie von jetzt an seyn werde. Das Weib, welches ihr der Wille des Vaters zur zweiten Mutter gegeben hatte, sollte sich heute mit dem Manne vermählen, welcher ganz der Jungfrau Liebe besaß und nun auf immer für sie verloren gehen sollte.

Unterdessen hatte das Turnier, welches der Vermählungszeremonie vorangehen sollte, seinen Anfang genommen. Agnes, als Königin des Festes, war bestimmt, dem Sieger den in einem, zierlich aus Gold verfertigten, Siegeskranz bestehenden Preis zu überreichen. Viele Ritter hatten schon glänzende Proben ihres Muthes und ihrer Mannhaftigkeit abgelegt, vor Allen aber ein fremder Kämpe, der, angethan mit einer ganz einfachen Rüstung, alle seine Gegner in den Schranken mit gewaltigem Arme auf den Sand setzte. Leopold, der ebenfalls unter den Kämpfern war, hatte allein noch den Muth, mit dem starken Fremdling anzubinden, und forderte ihn höflich auf, mit ihm eine Lanze zu brechen. Der Fremde war dazu bereit und sie sprengten ihre Pferde sogleich gegeneinander. Trotz der Heftigkeit des gegenseitigen Stoßes blieben die Beiden fest im Sattel und ihre Speere zersplitterten in ihren Fäusten wie sprödes Glas. Auch beim zweiten Gange blieb der

Sieg noch unentschieden, aber beim dritten wurde Leopold bügellos. Er sprang sogleich vom Pferde, erklärte sich für besiegt, und da kein anderer Kämpfer mehr an seine Stelle treten wollte, riefen die Herolde den fremden Ritter als Sieger im Turniere aus. Sie führten ihn zu dem Baldachin, unter welchem Agnes mit dem Siegespreis in den Händen seiner wartete, er neigte sich vor ihr, nahm den Helm vom Haupte und — bleich wie der Tod starrte ihn die Braut einige Augenblicke an, dann sank sie leblos nieder.

Allgemeine Bestürzung verbreitete sich über die Zuschauer. Besorgt eilte der Bräutigam hinzu und — wenig hätte es gefehlt, so wäre auch er besinnungslos niedergestürzt, denn vor ihm stand der Mann, den er hintergegangen, tödtlich beleidigt hatte, der alte Möringer. Der Jüngling fiel vor dem hohen Greise auf die Kniee und sein thränendes Auge schaute schüchtern und um Verzeihung flehend zu dem Ritter auf, während die weiblichen Gäste die ohnmächtige Agnes ins Leben zurückzurufen sich bemühten. Endlich kehrte ihr die Besinnung zurück und auch sie richtete nun ihr Auge ängstlich auf den edeln Gatten.

Lange schaute der Möringer die Schuldigen ernsten Blickes an und winkte dann seinem treuen Harro, welcher sogleich in die Burg eilte. Dann verschwand der düstere Ausdruck von dem Antlitze des Greisen, er hob sein Weib und den Jüngling auf und sprach milde: „Ich weiß Alles. Hätte ich

geahnet, daß ihr euch liebtet, ehe ich um Agnesens Hand warb, nie würde ich als Störer eures Glückes aufgetreten seyn. Darum ist auch jetzt eure Schuld in meinen Augen nicht sehr groß. Wenn mir aber der alte Harro recht berichtet hat, so wäre durch eure Verehelichung euer Glück nicht sehr gefördert worden, und es ist also vielleicht besser, wenn eure Vereinigung unterbleibt. Wenn du, mein Weib," fuhr er fort, „dich von mir trennen willst, siehe so werde ich dir ein Witthum aussetzen, wie wenige Wittwen im Lande besitzen, wenn es dir aber möglich ist, einem alten Manne seine letzten Tage zu erheitern, so bleibe bei mir und glaube, es wird dir und mir zum Troste und Glücke gereichen."

So sprach Möringer und als er geendet, drängte sich Agnes schluchzend an seine Brust. Jetzt kam Harro mit Jutta aus der Burg und jubelnd sank die Tochter in des Vaters Arme. Wohlgefällig betrachtete der Möringer sein Kind, drückte ihr den goldenen Siegeskranz auf die glänzenden Locken, wandte sich dann zu Leopold und sprach:

„Junger Mann, du hast viele Gäste zu deinem Beilager eingeladen; ich denke, man kann sie nicht unverrichteter Sache abziehen lassen. Hier führe ich dir eine Braut zu, die dir vielleicht, wenn anders der alte Harro sich selbst nicht getäuscht hat, nicht ganz unwillkommen seyn möchte. Hier empfange die Hand meiner Tochter Jutta, seyd glücklich und Gott segne euch!"

Hei wie rötheten sich bei diesen Worten Mö-

ringers die Wangen Juttas und Leopolds in holder Freude, mit welcher Wonne sanken sie sich in die Arme, und welch innigen Dank erndtete der edle Möringer von ihnen! Die Musikanten spielten den lustigen Brautmarsch und das Paar zog unter Jubel und Freude zum Altare.

Die Nixe und der Fischer.

Die Nixe und der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Göthe.

Im Donauthale stand einst eine niedrige Fischerhütte, deren Bewohner schon seit einem Jahrhundert vom Vater auf Sohn Angel, Netz und Nachen auf einander vererbt hatten, und stets in Ruhe ihr Tagewerk getrieben, geheirathet, Kinder erzogen, alt geworden und mit ruhigem Gewissen gestorben waren. Der nahe Strom bot ihnen, ohne allzu große Mühe von ihrer Seite, reichlichen Unterhalt dar, und da in jenen Zeiten der gemeine Mann nie mehr bedurfte als das schlichte tägliche Brod, so waren die Besitzer der Fischerhütte immer ruhige, friedliche Leute gewesen, die sich um den folgenden Morgen so wenig bekümmerten, als in unsern Tagen ein armer Taglöhner um das Reich China. Diese Sorglosigkeit übte aber auf die Fischer einen guten Einfluß aus, indem sie dadurch Gelegenheit bekamen, ihren frommen,

einfachen Sinn auf ein zukünftiges Leben zu richten. Freilich grübelten sie nicht in den Geheimnissen der Religion, aber sie trugen eine feste Ueberzeugung in sich und thaten, wie ihnen das göttliche Gesetz befahl.

Der Held gegenwärtiger Sage ist Gotthold, der Sohn Hattos, der ein sehr geschickter Fischer war, und sich alle Mühe gab, das einzige Kind in seinem Gewerbe so viel als möglich auszubilden. Er erlebte die Freude, daß seine klugen Lehren und Regeln bei dem jungen Gotthold schon sehr frühe Früchte trugen, denn bald wetteiferte der Knabe mit dem Vater in der Fischerkunst. „Mutter," pflegte der Alte zu sagen, wenn er und Gotthold Abends mit reichem Fange heimkamen, „Mutter, der Junge ist ein ganzer Bursche; er senkt die Angeln, breitet das Netz und rudert den Kahn so geschicklich, daß ihm die Fische ins Garn laufen müssen. Er ist ein gemachter Fischer." Solche Rede erfreute dann die Mutter Anne, und sie setzten sich alle drei dann gar fröhlich zu Tische und verzehrten munter ihr einfach Abendbrod.

Allmählig wuchs Gotthold zum Jüngling heran und ward ein gar stattlicher Bursche. „Ei," sagte nun die Mutter oft zum Vater, „sieh nur, was unser Knabe für ein schöner Bursche ist, wie sein Leben goldfarben, seine Augen blau und seine Wangen roth sind, wie er schlank gewachsen und wie groß er ist." Da lächelte dann der Vater wohlgefällig, bedeutete aber sein Weib, dergleichen Reden den Jungen nicht hören zu lassen, indem er ihm kein eitler Narr werden

sollte. Gotthold aber wußte nicht viel von seiner schönen Gestalt. Wenn ihm auch der blanke Spiegel des Flusses sein Bild zurückwarf, so achtete er entweder nicht darauf oder es schien ihm etwas ganz Gewöhnliches, blonde Haare, blaue Augen und rothe Wangen zu haben und groß gewachsen zu seyn. Mehr bekümmerte er sich darum, daß sein Fischergeräthe immer säuberlich, blank und in der Ordnung war.

Bis zum achtzehnten Jahre hatte nun Gotthold ein stilles Leben geführt am Ufer der Donau, oder vielmehr auf dem Flusse selbst, denn er war bei weitem den größten Theil des Tages in seinem Nachen auf dem Wasser beschäftigt. Als er nun das achtzehnte Jahr erreicht hatte, ging er einst zum erstenmal in seinem Leben in eine nahgelegene große Stadt, um Fische zu Markte zu bringen. Als er aber die Stadt betreten hatte, da hätte er beinahe sein Geschäft ganz vergessen, denn er konnte sich kaum von dem Erstaunen erholen, welches ihn befiel beim ersten Anblicke so vieler fremdartigen Gegenstände. Als er Häuser, Tempel, öffentliche Plätze und die schöngeputzten Stadtbewohner genugsam bewundert und unterdessen seine Fische um guten Preis losgeschlagen hatte, erregte ein Trupp Soldaten seine Aufmerksamkeit am meisten. Die bärtigen Krieger hatten sich vor einer Schenke gelagert und ließen den weingefüllten Humpen jubelnd herumgehen; drinnen aber in der Stube saßen die stattlich gekleideten Offiziere und zechten. Gotthold trat, um

sie genauer betrachten zu können, in die Stube, ließ sich ein Krüglein reichen und zog durch seine hohe, schöne Gestalt bald die Aufmerksamkeit der Offiziere auf sich. Diese merkten bald, daß sie der Gegenstand von des Jünglings Aufmerksamkeit seyen, und flüsterten unter einander, daß solch ein Bursche ihrem ganzen Regiment zur Zierde gereichen würde, und deßwegen wollten sie versuchen, ob sie den schönen Jüngling nicht für ihren Stand gewinnen könnten. Einer, der ein Werber war, setzte sich zu ihm und fing an mit ihm zu plaudern über Soldatenglück. Dem unerfahrenen Gotthold schlug das Herz hoch, als er alle diese Prahlereien hörte, welche der Werber vorbrachte und welche der Jüngling arglos glaubte. Endlich als der Listige sah, daß Gotthold von seinen Erzählungen ganz hingerissen sey, machte er ihm geradezu den Vorschlag, unter das hier liegende Regiment zu treten und den bevorstehenden Kriegszug mitzumachen. Hätte der Jüngling nicht seiner Eltern gedacht, er hätte Alles bei Seite gesetzt und wäre sogleich dem Soldaten gefolgt, allein ein Gedanke an seinen braven Vater, an seine gute Mutter gab ihm Kraft, sich loszureißen, wenigstens für den Augenblick. Er verließ die Schenke, versprach aber dem Offizier, nach Verfluß von acht Tagen, denn so lange sollte das Regiment noch in der Stadt bleiben, wieder zu kommen und ihm dann seinen Entschluß darzuthun.

Wie im Traume verfolgte Gotthold den Heimweg. Der Soldat hatte ihm eine glänzende Welt

erschlossen und seine Reden, verbunden mit der ersten Ueberraschung, mit welcher die Erscheinungen der Stadt auf ihn gewirkt, hatten eine ungemeine Verwirrung in dem Gemüthe des Jünglings hervorgebracht. Er wußte selbst nicht, wie ihm zu Muthe war, als er wieder in die väterliche Hütte zurückgekehrt war. Alles kam ihm so klein, so eng vor. Er mußte beinahe weinen, als er seinen Kahn, den er immer so sehr geliebt, betrachtete, denn er hatte ja in der Stadt ungeheuer große Nachen gesehen, auf welchen sich sogar Stuben und Kammern befanden, und sein Schifflein war so klein, so unansehnlich. Das Fischen schien ihm ein erbärmliches Geschäft in Vergleich mit dem rüstigen Kriegshandwerk, von welchem der Offizier ihm so glänzende Scenen vorgeführt hatte. Kurz, Nichts mehr war ihm gerecht und er sehnte sich hinaus in die schöne, weite Welt.

Am folgenden Morgen, nachdem er aus der Stadt zurückgekehrt war, fragten ihn die Eltern um die Ursache seines Trübsinns, und nun bekannte er Alles offen und machte Vater und Mutter mit seinem Entschluß bekannt, nach Verfluß von einigen Tagen in die Stadt zu gehen und in die Reihen der stattlichen Krieger zu treten. Der Vater erschrack, die Mutter schlug weinend die Hände über dem Kopf zusammen. Sie konnten gar nicht begreifen, warum ihr Sohn das ruhige Leben, welches zu Hause seiner wartete, mit dem unruhigen, beschwerlichen Kriegshandwerk vertauschen wolle. Der Vater setzte dem

Sohne auseinander, daß sich im Kriege Alles anders verhalte, als der Offizier es geschildert. Dieser habe sich bloß der List bedient, sein argloses Herz mit trügerischen Bildern zu erfüllen, um sich dann seiner zu bemeistern. „Sieh, mein Sohn," sprach er, „diese Leute setzen ihren Stolz darauf, wohlgewachsene, rüstige Bursche unter ihren Fahnen zu haben, und deßwegen hat er uns dich zu verlocken gesucht. Glaube mir, wäre deine Größe um einen Kopf geringer, er hätte es nicht der Mühe werth geachtet, sich mit dir zu unterreden. Ich weiß wohl, wie es im Kriege zugeht; denn als ich in meiner Jugend meinen Bruder, er ruhe im Frieden, der sich weit von hier im Sachsenlande gesetzt hatte, einmal besuchte, da wüthete gerade die Kriegsfurie in jenem Lande, und fürwahr, ich habe daselbst keine Spur von dem Glücke gefunden, mit wessen Vorspiegelung dich der wüste Werber verlocken wollte." So sprach der Vater; die Mutter aber weinte und sagte: „Gotthold, willst du denn mich und deinen alten Vater zu frühe ins Grab bringen durch dein thöricht Beginnen. Harre und gedulde dich nur noch, bis wir todt sind, dann magst du, wenn es dir nicht lieber ist, wie deine braven Voreltern in dieser stillen Hütte hier, an der Seite eines treuen Weibes, ein ruhiges Leben zu führen, hinausziehen in das unruhige Treiben und dein harmloses Glück verkaufen um rohes Handwerk und veränderliche Zufälle."

So sprachen die Eltern und Gottholds Herz wurde zwar gerührt, aber die Flamme, welche der

schlaue Soldat in seinem Busen angefacht, loderte bald wieder auf in heller Gluth. Er tröstete seine Eltern so gut als er konnte und bat sie um ihren Segen zu seinem Vorhaben. „Sehet," sprach er, „ich möchte mich auch ein bischen in der Welt umsehen, und meine Jugendkraft nicht so ganz ungebraucht dahin schwinden lassen. Was thut es, wenn ich einige Jährlein hindurch mich im Soldatenleben herumtummle. Seyd unbesorgt, ich werde wohl nicht als verlorener Sohn heimkehren. Wenn das Kriegshandwerk so ist, wie Ihr, lieber Vater, es geschildert, so werde ich gewiß desselben bald satt seyn und wieder heimkehren. Auf alle Fälle denke ich, es wird mir nicht schaden, wenn ich mich auch ein bischen in der Welt umsehe, und ich hoffe nach meiner Rückkehr noch manches Jahr froh und munter mit Euch, meine lieben Eltern, zu verleben. Also bekümmert Euch nicht so sehr und scheltet mich nicht ob meinem Entschlusse." So sprach der Jüngling und überzeugte die Seinigen auf eine milde, doch feste Weise, daß sein Vorhaben unveränderlich sey. Er rüstete Alles zu seiner Abreise, welche an dem Tage statt finden sollte, an welchem er dem Werber versprochen hatte, in die Stadt zurückzukehren. Die Eltern, welche die frohen Hoffnungen des einzigen Sohnes nicht mehr trüben wollten, gaben ihm unter Thränen ihren Segen.

Am Vorabende seiner Abreise fuhr Gotthold noch einmal beim Mondscheine auf seinem Kahn hinaus in den schönen Donaustrom. Er wollte Ab-

schied nehmen von diesem Tummelplatze seiner glücklichen Jugend. Eine wehmüthige Stimmung befiel ihn, als er von seinem Kahne aus die väterliche Hütte so friedlich und stille im milden Mondlichte liegen sah. Der Strom selbst glänzte in klarer Heitere und die an dem Ufer üppig emporsprießenden Weiden schattirten seine Oberfläche mit sanftem Dunkel. Die ganze Natur ringsum schlief bereits und nur hie und da erklang der Nachtigall zartgehaltener Schlag durch die allgemeine Stille. Der Jüngling hatte sich im Kahn niedergesetzt und überließ sich seiner Wehmuth, seinen Hoffnungen, die wechselseitig, so wie er bald der Vergangenheit, bald der Zukunft gedachte, in seinem Busen durcheinander wogten. Plötzlich glaubte er von dem Ufer her den Gesang einer Menschenstimme zu vernehmen. Er fuhr aus seinen Träumereien empor, und wirklich täuschte er sich nicht; denn als er aufmerksam lauschte, klang ein lieblicher Gesang deutlich an sein Ohr. Wer sollte aber in später Nacht in dieser einsamen Gegend ein Liedlein singen? so fragte sich Gotthold und begierig, diese Frage zu lösen, ruderte er dem Klange entgegen. Als er um eine hervorstehende Uferspitze bog, erschaute er eine kleine, von üppigen Weidenschatten umdunkelte Bucht, welche der Strom hier bildete, und aus dieser Bucht drangen die Liedertöne hervor. Noch einige Ruderschläge und nun erblickte er am Ufer eine weiße weibliche Gestalt, welche auf einem Weidenstumpf saß und mit lieblich tönender Silberstimme sang. Bis jetzt

erblickte er nur die flüchtigen Umrisse der Gestalt und vernahm das Lied, welches sie sang, nicht deutlich, als er aber schüchtern noch mehr dem Ufer sich genähert und von den herabhängenden Zweigen einer großen Weide bedeckt, genauer die Sängerin anschauen konnte, erblickte er ein überaus schönes Mädchen, das in der ersten Blüthe des Lebens zu stehen schien, und mit melodischer Stimme folgendes Liedlein sang:

Mild glänzen des Stromes Fluthen
In Mondes Zauberlicht,
Und wir, die tief unten ruhten,
Wo die Wog' am Krystalle sich bricht,
Herauf nun steigen.
Doch während die Schwestern den Reigen,
Den fröhlichen, schlingen am Strand,
Verweil' ich allein
Im Mondenschein,
Gefesselt durch heiliges Band.
Der Busen pocht laut und das Auge wird trübe,
Gefeuchtet von Thränen der sehnenden Liebe.

Kein Wort dieses Liedes war dem Jüngling entgangen, denn die Stimme, welche es sang, war ungemein rein und ausdrucksvoll und er lauschte auch gar aufmerksam. Es däuchte ihm gar sonderbarlich, ein so zartes Mägdlein in später Nacht am einsamen Ufer zu treffen und so lieblich singen zu hören. Ehe er aber noch seine Gedanken über diese wunderliche Begegnung ordnen konnte, fing die Erscheinung bereits wieder zu singen an. Gotthold schaute nach ihr hin und es schien ihm, als ob das Mädchen das Antlitz zu ihm herübergewandt, den Blick aber schamhaft zu Boden geschlagen habe. Sie sang:

Was willst du Jüngling von hinnen,
In die rauschende Welt hinaus,
Verstehest nicht freundliches Minnen?
O bleibe im friedlichen Haus!
Ich ziehe vorbei an der Schwelle
Auf mondlicht besäumeter Welle,
Und breite den sehnenden Arm
Entgegen dir:
O komme zu mir,
Und ruh' mir am Herze warm!
Was willst du Jüngling von hinnen?
O bleibe, ach bleibe hier!
Verstehst nicht mein trauliches Minnen?
O komme, ach komme zu mir!

Hatte der lauschende Jüngling schon vorher die herrliche Stimme, die sanften Modulationen der Sängerin bewundert, so war dieses noch um so mehr bei dem letztern Liede der Fall. Gotthold glaubte eine Engelstimme zu hören, und die Worte des in den reinsten Tönen auf und abwogenden Liedes griffen mit wunderbarer Macht an sein Herz. Er wollte hin an das Ufer, um wo möglich sich über die liebliche Sängerin Kunde zu verschaffen, allein als er seinen Kahn aus dem Weidenschatten hervorgetrieben hatte, und wieder nach der Sängerin hinschaute, war diese verschwunden und vergebens ließ er seine Blicke das Ufer auf und niederschweifen, er konnte das schöne Mädchen nicht wieder erblicken. Halb traurig darüber und doch wieder erfreut, wenn er des lieblichen Bildes und des Gesanges gedachte, kam Gotthold heim, und die Erinnerung an die liebliche Erscheinung hielt ihn den größten Theil der Nacht wach.

Am andern Morgen aber, den er doch zu seiner

Abreise bestimmt hatte, machte er keine Miene, seinen Entschluß auszuführen, sondern brachte den Tag damit zu, die Ufer des Donaustromes auf das genaueste zu erforschen, ob er nicht eine Spur des holden Wesens, das ihn in voriger Nacht so wunderbar bewegt hatte, aufzufinden vermöchte. Lange suchte er umsonst; endlich aber fand er in der kleinen Bucht, wo ihm die Jungfrau erschienen war, einen weißen Schleier von so zartem Gewebe, wie er noch nie gesehen. Der Schleier aber war mit sonderbaren Figuren durchwoben und strömte einen blendenden Glanz von sich aus. Der Jüngling barg erröthend, und kaum des süßen Gefühles, das der Anblick der nächtlichen Sängerin und ihr Gesang so schnell in seinem Busen erregt, bewußt, den Fund an seinem Herzen, und kehrte mit der frohen Hoffnung, die holde Jungfrau doch wieder zu sehen, in die väterliche Hütte zurück. Seine Eltern verwunderten sich nun gar sehr, daß ihr Sohn auch nicht den entferntesten Gedanken an eine Abreise zu haben schien. Er brachte den Abend mit Fischen zu, lächelte bald still vor sich hin, bald aber flog ein Schatten von Traurigkeit über sein Gesicht. Ja er schien im Geiste oft ganz abwesend zu seyn; denn er sang oft mit gar sonderbarer Melodie ein Liedlein, von welchem die Eltern nur den Ausgang verstanden, der ungefähr folgendermaßen zu lauten schien:

Der Busen pocht und das Auge wird trübe,
Gefeuchtet von Thränen der sehnenden Liebe.

oder:

Was willst du Jüngling von hinnen
In die rauschende Welt hinaus?
Verstehst nicht mein freundliches Minnen?
O bleibe, ach bleibe zu Haus!

Die Eltern konnten sich diese Fröhlichkeit ihres Sohnes nicht recht erklären, freuten sich aber sehr, als sie sahen, er sey nicht gesinnt, sie zu verlassen.

Sobald es nun Nacht geworden, schlich Gotthold aus seiner Kammer, machte vorsichtig, um nicht die Eltern aus dem Schlafe zu wecken, den Kahn los und ruderte rasch der Bucht zu, wo er in vergangener Nacht die Unbekannte gesehen und am Morgen den Schleier gefunden hatte. Seine Hoffnung, die Erscheinung wieder zu schauen, hatte ihn nicht getäuscht, denn auf der nämlichen Stelle, wo sie in voriger Nacht ihm erschienen war, saß sie auch heute und das volle Mondlicht beleuchtete ihre schlanke Gestalt, das Engelantlitz und die langen, wallenden Locken. Als Gotthold sie erblickte, zitterte ihm das Herz vor Freude und doch getraute er sich noch nicht, dem Mädchen zu nahen, obgleich ein unwiderstehlicher Trieb ihn zu ihr hinzog. Als er so noch ungewiß war, was er beginnen sollte, winkte ihm das Mädchen traulich zu und nun alle Bedenklichkeit bei Seite setzend, ruderte er den Nachen durch den kleinen Zwischenraum, welche ihn von ihr trennte, sprang an's Land und stand nun vor der lieblichen Erscheinung.

Die alten Sagen mögen sich wohl nicht sehr mit der allmähligen Entwickelung des ersten Liebesgefühles beschäftigen, denn immer deuten sie dieses nur mit

kurzen, oft trockenen Worten an, und da dieses auch bei gegenwärtiger Sage der Fall ist, so halte ich mich nicht für berufen, in dieser Sache die Sage mehr aufzustutzen und unnöthigerweise breit zu machen; denn ich denke, es wird jeder Leser so glücklich seyn, sich ganz lebhaft vorstellen zu können, wie zwei junge, reine Seelen sich allmählig in einander verlieben. Darum bleibe die Entwicklung von Gottholds und des unbekannten Mädchens, Nuna nannte sie sich, Liebesgefühlen der Phantasie eines Jeden überlassen.

Es war ein sonderbares Verhältniß, in dem die beiden jungen Leute zu einander standen. Nuna hatte Gottholden ihre Liebe geschenkt und der Jüngling erwiederte diese Neigung ebenso feurig als herzlich. Nuna war ein so liebliches Frauenbild, als man es sich nur denken konnte. Himmelblaue Augen, in denen sich die wonnige Heitere einer Mondnacht zu spiegeln schien, dunkle, lang herniederwallende Locken, eine blendende Weiße der Stirne, des Nackens und der Hände, dabei ein wehmüthiger Ausdruck der zarten, feingeschnittenen Züge; — nein man konnte nichts Schöneres, Edleres sehen als Nunas Gestalt. Unter diesem lieblichen Aeußern barg das Mädchen ein reines, schönes Gemüth und eine sittsame Jungfräulichkeit, was sie in Gottholds Augen, da er auch ein edelgearteter Jüngling war, nur noch liebenswürdiger, noch schöner machte. Noch nie hatte der Jüngling die Geliebte nach Heimath, Eltern und dergleichen Verhältnissen gefragt. Eine gewisse Scheu,

deren Grund anzugeben er nicht im Stande war, hielt ihn vor solchen Fragen zurück, auch hatte sie noch nie seine Verhältnisse berührt und da ihm Runa immer als ein edleres Wesen erschienen war, hielt er es für unbescheiden, sie mit solchen Fragen zu belästigen. Es genügte ihm, in ihrer Nähe zu seyn, sich ihrer Liebe zu erfreuen. Allnächtlich schlich er aus der väterlichen Hütte und schiffte zu der einsamen Weidenbucht, wo Runa dann schon seiner harrte. Unter dem süßen Geschwätze der Liebe verging dann die Nacht und der Jüngling kehrte an jedem Morgen glücklicher zurück.

Den Entschluß, das Kriegshandwerk zu ergreifen, hatte Gotthold zur unendlichen Beruhigung seiner Eltern längst aufgegeben. Er verrichtete wieder freudig seine Fischergeschäfte, und es schien, als begleite ihn bei Allem, was er unternahm, ein wunderbares Glück. Hatte der alte Fischer oft den ganzen Tag auf dem Strome sich abgemüht, ohne eine genügende Beute heim zu bringen, so durfte Gotthold nur einmal das Netz auswerfen und siehe, es wurde ihm sogleich der reichste Fang zu Theil. Alles glückte ihm und der Segen einer milden, freundlichen Gewalt schien über ihm und über der ganzen Fischerfamilie zu walten. Ein behaglicher Wohlstand zog unmerklich in die Hütte und die Eltern nannten ihren guten Gotthold als den Schöpfer desselben und als die Stütze und den Trost ihrer alten Tage.

Bisher war ihnen ganz unbekannt geblieben, in welch innigem Verhältniß ihr Gotthold zu der

unbekannten Maid stehe und ein gewisses Etwas, das er sich durch nichts erklären konnte, hielt den Jüngling ab, seine Liebe den Eltern zu gestehen, da begab sich Etwas, was sein zartes Verhältniß zu der fremden Jungfrau offenbarte. Im nahen Dorfe nämlich wohnte ein reicher Pächter, der hatte eine stolze, hochmüthige Tochter, mit Namen Ethel. Diese sah den Jüngling Gotthold in der Kirche des Dorfes und er schien ihr wohl der schlankste und schönste Bursche weit und breit. Die Liebe bemächtigte sich ihres stolzen Herzens und der Stachel derselben wurde noch verschärft, als sie bemerkte, wie wenig sich Gotthold um ihre Lockungen bekümmerte. So lange er arm war, mußte sie ihre Pein stillschweigend verschließen. Da hatte der alte Fischer und sein Sohn aber eines Tages das Netz in den Strom geworfen und siehe da, sie zogen eine schwere eiserne Truhe herauf, die bis an den Rand mit funkelnden Goldstücken angefüllt war. Die Sage von solchem großen Glücke verbreitete sich weitum, und manches schöne und reiche Mädchen wünschte sich den reichen Gotthold, dessen Schönheit nun, seit er so erstaunlich reich geworden war, allgemeine Anerkennung fand. Jene Pächterstochter breitete nun alle Netze der Lockung und List aus, um den blöden Fischer zu fangen, aber dieser hatte für kein Mädchen Augen, außer für seine schöne Unbekannte. Ergrimmt, daß ihre Liebe nicht erwiedert wurde, beschloß nun Ethel, Alles anzuwenden, um sich an dem Jünglinge zu rächen. Sie ließ jeden seiner Schritte be-

obachten und ein Knecht ihres Vaters bemerkte einst den Jüngling, als er Nachts aus dem elterlichen Hause sich entfernte, still seinen Nachen bestieg und zu der einsamen Bucht ruderte, wo die Geliebte seiner wartete. Der Knecht schlich am Ufer hin und war, verborgen in dichtem Weidengebüsche, Zeuge von der Zusammenkunft der Liebenden. Wo möglich wollte er der Tochter seines Herrn, die ihn auf die Lauer gesandt hatte, Kunde bringen, wer doch das Mädchen sey, mit welchem hier Gotthold in später Nacht sich zusammenfinde, und deßwegen versuchte er sich dem Paare noch mehr zu nähern, von seinen Bewegungen aufgeregt rasselten aber die Weidenbüsche und ein Nachtvogel, der in denselben gesessen, flog mit lautem Geschrei auf und schwirrte über den Häuptern des Paares hin. Der Knecht sah, wie das Mädchen rasch ihre Hand aus Gottholds zog und plötzlich gegen den Strom hin eilend verschwand. Dem Knecht schien es, als ob sie sich in den Fluß geworfen. Gotthold aber bestieg schnell seinen Nachen und schwamm auf demselben den Fluß hinab.

Der Knecht hatte genug gesehen, um sich für seine Nachrichten bei Ethel eines guten Lohnes gewiß zu seyn. Am andern Morgen nun war es Sonntag und Gotthold ging in das Dorf hinüber, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Als nun dieser geendet war und er die Kirche verließ, wurde er auf seinem Wege durch die vor dem Gotteshause versammelten Bursche und Mädchen mit höhnischen Spottreden angefallen.

„Seht doch den züchtigen, blöden Gotthold, wie ihm die Schamhaftigkeit aus allen Winkeln seines keuschen Gesichtes guckt!" rief ein wüster Bursche.

„Ha, ha," lachte ein anderer, „wenn es Nacht geworden ist, da legt er die Keuschheit ab, die Weidenbucht am Donauufer könnte wohl Vieles von seiner Schamhaftigkeit erzählen."

„Ei," kicherte eine derbe Stallmagd, „ei, sein Liebchen soll ja gar fein seyn und recht fürnehm gekleidet gehen."

„Ja freilich," schrie die böse Ethel, „das macht, weil sie eine Nixe ist, eine Fee des Donaustromes; hat man sie doch nächtlicher Weile aus dem Strom tauchen und in ihm verschwinden sehen."

Ein allgemeines Geschrei erhob sich nun: „Was, der gottesfürchtige Gotthold liebt eine böse Nixe, von denen alles Unheil kommt. Ha, jetzt ist es klar, wo sein plötzlicher Reichthum herkommt; er hat sich dem Teufel verschrieben; er ist ein Heide, ein Ketzer!"

Gotthold, anfangs durch die auf ihn einstürzenden Schmähworte betäubt, gerieth endlich in einen solchen Zorn, daß er die Leute rechts und links mit gewaltigen Faustschlägen auseinanderwarf, und sich auf diese Weise Bahn brechend, den rohen Dorfbewohnern entfloh. Er kehrte nicht in die väterliche Hütte zurück, sondern sein erregtes Gemüth trieb ihn den ganzen Tag in öden Wäldern oder am Ufer der Donau umher. Ethels Worte, daß Runa eine Nixe des Donaustromes sey, hatten einen tiefen Stachel in des Jünglings Gemüth zurückgelassen.

Jetzt fiel ihm erst ein, wie geheimnißvoll die Geliebte immer bei den nächtlichen Zusammenkünften gekommen und gegangen sey; jetzt erinnerte er sich, wie sie auch nie nur die leiseste Andeutung über Heimath oder Abkunft ihm gegeben und daß er, obgleich sie mit der rührendsten Zärtlichkeit ihm ergeben war, eine gewisse Scheu in ihrer Gegenwart noch nicht habe ablegen können. „Eine Nixe soll sie seyn," dachte er bei sich, „eine böse, feenartige Nixe; wehe mir dann. Mein Vater hat mir schon sehr Vieles über die Tücke und Bösartigkeit dieses Geschlechtes erzählt, und ein solches Wesen sollte ich geliebt und so oft in meinen Amen gehalten haben, ohne Etwas zu ahnen? Doch heute Nacht will ich sie fragen. — Nein gewiß, sie kann kein böses Wesen seyn!"

Endlich kam die Nacht und sogleich verfügte sich der Jüngling zur geliebten Weidenbucht. Nuna war noch nicht da. Als aber Gotthold in Träumereien versunken einige Zeit unter einer überschattenden Weide gesessen war, fühlte er seine Schulter von einer weichen Hand berührt und hörte Nunas melodische Stimme flüstern: „Warum so ernst, mein Freund?" Gotthold, der sich vorgenommen, die Geliebte auf eine ernstliche Weise zur Rede zu stellen über ihr eigentliches Wesen, fuhr rasch von seinem Sitze auf; als er aber das liebliche Kind so in dem reinen Glanze ihrer strahlenden Schönheit, mit dem milden, siegenden Ausdruck und den Engelszügen vor sich stehen sah, unterdrückte er jede Strenge, zog die Jungfrau neben sich auf den Weidenstumpf

und erzählte ihr in schonenden Ausdrücken, was ihm heute begegnet sey.

Ein leichter Schatten von Trauer überflog während des Jünglings Erzählung Nunas Antlitz. — „Ach," rief sie, als er geendet, mit schmerzlich bewegter Stimme, „so ist es den bösen Menschen doch gelungen, unser Himmelsglück zu zerstören. O Gotthold, verzeihe mir, daß ich dich so lange nicht über mein eigentliches Wesen belehrt. Ich bin eine Nixe dieses Stromes." Erschrocken riß sich Gotthold aus ihrer Umarmung. Sie aber hielt seine Hand fest und mit Thränen dieselbe benetzend, flötete sie ihm in den weichsten Schmeicheltönen zu: „O mein Gotthold, höre mich, mir glaube, nicht den bösen, bösen Menschen."

Gerührt von ihrem Schmerze setzte sich der Jüngling wieder an ihre Seite und nun begann sie:

„Tief unten in den Klüften des Stromes hauset unser Geschlecht. In krystallenen Häusern wohnen wir, eines ewigen Glückes uns erfreuend. Zuweilen kommen wir herauf an die Ufer unseres Stromes, um die Einförmigkeit unseres unterirdischen Lebens zu unterbrechen. Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo ich dich zum erstenmale sah. Unsere Herzen sind für Liebe sehr empfänglich, und ach, laß es mich dir gestehen, dein erster Anblick flößte mir Liebe ein. Nach den unwandelbaren Gesetzen unserer Gesellschaft dürfen wir nur solche Sterbliche lieben, die immer ihre Seelenreinheit mackellos bewahrt haben, eine andere Liebe bringt uns Tod und Verderben. Du

aber warest ein keuscher, edler Jüngling; ich durfte dich lieben, du erwiedertest meine Neigung, und ach, wer hätte können glücklicher seyn als Nuna!" Die Nixe hielt hier inne, wie wenn sie Kraft sammeln wollte, in ihrer Rede fortzufahren. Gotthold fühlte heiße Thränen über seine Hand strömen, die Nuna an ihre Brust gedrückt hatte. Schon jetzt war aller Unmuth von Gotthold geschwunden. Er drückte das liebliche Wesen fest an sich und sagte: „O gewiß, Nuna, ich war und bin noch jetzt beglückter durch deine Liebe, als es du durch die meine seyn kannst."

Nuna erwiederte seine Liebkosung durch einen sanften Druck seiner Hand und fuhr fort: „Freilich ist nun mein Glück unwiderbringlich verloren, denn es ist mir nicht erlaubt, einen Sterblichen zu lieben, sobald derselbe meine eigentliche Natur kennt; doch halt! ein Mittel gibt es" —

Hier brach die Nixe plötzlich wieder ab, als ob sie sich nicht getraue, ihrem Geliebten das Mittel, wodurch ihre Liebe auch ferner bestehen könnte, anzuzeigen.

„Nun," ermuthigte sie Gotthold, „nenne mir das Mittel! Ach, ich fühle mich stark genug, Alles an deine Liebe zu setzen; Alles dafür zu dulden und zu wagen. Nur Eines," setzte er fest hinzu, „möchte ich nicht verlieren."

„Und dieses Eine ist?" fragte die Nixe, indem ihre Blicke erwartungsvoll an Gottholds Mund hefteten.

„Dieses Eine ist," entgegnete der Jüngling, „der Glaube an meinen ewigen Gott."

Die Jungfrau schien durch diese Worte ungemein beruhigt zu werden. Sie blickte den Geliebten zärtlich an und ein Strahl von Freude leuchtete über ihr holdes Gesicht.

„Also, böser Mensch," nahm sie das Wort, indem sie sich vergeblich bemühte, ihren Engelzügen einen zornigen Ausdruck zu geben, „also konntest du mich wirklich für ein so böses Wesen halten, wie der Aberwitz unser Geschlecht schildert? Nein, mein Gotthold, da irrst du ungemein, wenn du etwa glauben solltest, wir verehren nicht feuriger den ewig gütigen und allmächtigen Schöpfer, als ihr Menschen es thut. Die Wunderwelt, welche er uns freundlich geschaffen in den geheimnißvollen Wassertiefen, thut uns in strahlenden Zügen kund, welch ein unbegreiflich hohes Wesen er ist. — Und siehe," fuhr sie fort, ihr blaues Auge mit dem Ausdrucke der innigsten Frömmigkeit zum mondhellen Himmel erhebend, „wie sehr muß ich ihn ehren und lieben, da er mir deine Liebe zugewendet, dich mir gegeben hat."

„Ach, verzeihe mir," bat der Jüngling, „daß ich auch nur einen Augenblick an dir gezweifelt habe! — Doch nenne mir das Schutzmittel unserer Liebe."

„Ich verzeihe dir gerne," entgegnete die Nixe, „hast du doch Nichts verbrochen. Aber das Mittel —"

„Nun?" fragte Gotthold ungeduldig.

„Du mußt mir folgen hinab in unsere krystallenen

Hallen," lispelte Runa kaum hörbar; „dort wird unsere Liebe nie verwelken."

Sie schaute jetzt den Jüngling mit ihren sanften Augensternen so zärtlich bittend an, daß er, bezaubert von der Allgewalt der Liebe, dem süßen Mädchen versprach, Alles ihrer Liebe wegen zu thun.

„So komme denn am morgigen Abend hieher," sprach sie nun, indem sie aufstand und Abschied nahm; „o dann werden wir uns nie mehr trennen müssen."

Beseligt kam der Jüngling nach Hause und liebliche Träume umgaukelten seine Seele, bis der Sonne helles Licht ihn aus dem Schlafe weckte. Er ging hinab in die Stube, und als er von den lieben Eltern sich so gar freundlich gegrüßt sah, als er bedachte, welchen Kummer es ihnen machen würde, wenn ihr Sohn so plötzlich verschwinde, so begann wohl der Entschluß, der Nixe zu folgen in ihr Reich, in seiner Brust zu wanken. Aber Runas Glanzbild schwebte vor seiner Seele und verdrängte jede andere Bewegung aus derselben, als die Liebe zu ihr. Er hielt es für das Beste, seinen Eltern gar nichts von seinem Vorhaben zu entdecken, um ihnen keine unnöthigen Bekümmernisse einzuflößen. Den Tag verbrachte er in großer Unruhe, als es aber Nacht zu werden begann, fand er sich beruhigt und ermuthigt. „Bald ist sie ganz dein," dachte er, und dieser Gedanke erfüllte ihn mit inniger Freude. Nach eingenommenem Abendessen begab er sich auf seine Kammer; als aber die Eltern schliefen, ging er

heraus, kniete vor ihrer Schlafstube nieder, betete für ihr Wohlergehen und flüsterte ihnen ein herzlich und schmerzlich Lebewohl zu. Dann verließ er das Haus und begab sich am Ufer hin zur theuern Weidenbucht. Eine mächtige Felsplatte ragte dort weit hinaus in den Strom. Gotthold stellte sich darauf und schaute mit sehnenden Blicken über die im Mondlicht ruhig glänzende Oberfläche des Flusses hin. Nicht lange stand er so, als er sich von Nuna umfangen fühlte. „Dank dir, du lieber, lieber Gotthold,“ flüsterte sie, indem sie ihr schönes Köpfchen erröthend an seinem Busen barg; „du hast mir vertraut; nun komme, das Brautgemach ist bereit.“ — Sie umschlang ihn fester und während er den ersten Kuß auf ihre Lippen drückte und sie denselben feurig zurückgab, sanken sie hinab in die stillen Wasser und die Fluthen wölbten sich sanft ob ihnen zusammen. —

Wenige Monden nachher deckten zwei frische Grabeshügel am Stromesufer die müden Ueberreste des alten Fischers und seines Weibes. Die Sage, daß Gotthold von einer Nixe hinabgezogen worden sey in des Stromes Tiefen, verbreitete sich, mit vielen gehässigen Zusätzen, weit umher. Aber in stillen Mondnächten sah man oft die Liebenden, in weißem Gewande strahlend und in edlerer als irdischer Schönheit glänzend, innig umschlungen aus den Wogen tauchen und mit Blumen und Trauerweidenzweigen die Gräber der Eltern bekränzen.

[illegible]

[illegible] über [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] und [illegible] [illegible] bereit
und [illegible] getrennt ist. Dann [illegible] er das
Haupt und legte sich [illegible] [illegible] ihrem [illegible]
[illegible]. Eine [illegible] [illegible] weit
hinaus in den Strom. Gottfried stellte sich darauf
und schaute mit sehnenden Blicken über die im Mond-
licht ruhig glänzende Oberfläche des Flusses hin.
Nicht lange stand er so, als er sich vom Arme um-
schlungen fühlte. „Dank dir, du Lieber, Guter Gott-
fried," flüsterte sie, indem sie ihr schönes Antlitz
erröthend an seiner Brust barg, [illegible] [illegible]
traut; jetzt komme, [illegible] [illegible] —
Sie umschlang ihn fester und [illegible] er [illegible] einmal
Kuß auf ihre Lippen [illegible] [illegible]
zurückgab, sanken sie hinab in die stillen Wogen und
die Fluthen wälzten sich [illegible] über ihnen zusammen! —

Wenige Wochen nachher betraten zwei fremde [illegible]
[illegible] den [illegible] [illegible] [illegible] des
alten [illegible] und [illegible] [illegible]. Die Sage, daß
Gottfried von [illegible] [illegible] [illegible] worden sei,
in des Stromes Tiefen [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Gewässer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] und [illegible] Blumen und [illegible]
die Gestalten des [illegible] [illegible].

Der Graf von Zollern und die Würtembergerin.

Der Graf v. Zollern und die Würtembergerin.

Verschlingen alleweg will ich
Dein Gut, dein Schloß, dein Leben, dich!
Kein feiges Weib, wie du geglaubt,
Es traf dein Hohn ein Fürstenhaupt!
G. Schwab.

Zur Zeit Graf Eberhards von Würtemberg lebte auch ein junger Graf von Zollern, der Heinrich geheißen hat und in Krieg und Frieden, in Schimpf und Ernst ein braver, geachteter Edelmann war. Jahre hindurch hatte er sich als einen treuen Freund des Grafen Eberhard von Würtemberg bewiesen und war diesem beigestanden in vielen Fährlichkeiten und Nöthen. Der Würtemberger ließ diesen treuen Freundesdiensten auch gebührende Anerkennung zu Theil werden und Heinrich stand wohl seinem Herzen am nächsten, sogar schien er dem Zollern oft mehr zu vertrauen, als seinem eigenen Ehegemahl. Dieser besondere Vorzug nun, den der Graf dem von Zollern zu Theil werden ließ, verdroß die übrigen Fürstendiener und besonders auch die gestrenge Frau Gräfin, Eberhards Weib, gar gewaltig. Während aber Heinrichs übrige Neider sich damit begnügten, den edeln Ritter zu beneiden und ihn zu verfluchen, hegte die Gräfin ein glühendes Rachegefühl gegen ihn in der Brust, und war-

tete nur auf eine günstige Gelegenheit, ihren Haß gegen den unschuldigen Heinrich zu befriedigen. So lange nun ihr fürstlicher Gatte lebte, wollte es ihr nicht gelingen, ihren Plan auszuführen, aber er starb plötzlich eines unerwarteten Todes und nun wollte sie den verhaßten Zollern fühlen lassen, daß nun sie Herr im Lande sey.

Heinrich war an dem Todbette seines geliebten Freundes gestanden und hatte ihm, während eine schöne Thräne seine männliche Wange benetzte, die Augen zugedrückt. Als er nun aber der Leiche seines Freundes die letzte Liebespflicht erwiesen und sie zur Ahnengruft begleitet hatte, befahl er, in das gräfliche Schloß zurückgekehrt, seinen Knappen sogleich, die Rosse vorzuführen, damit er auf Hohenzollern zurückkehre, indem er es nicht mit seiner Ehre verträglich hielte, einem schwachen Weibe, das jetzt im Lande gebiete, zu gehorchen. Sein Befehl wurde vollzogen und schon wollte der Graf mit den Seinen sich zu Pferde setzen, als der verwittibten Gräfin Kämmerer aus dem Schlosse trat und ihm ankündigte, er solle sogleich vor der gnädigen Frau erscheinen, um gewisse Befehle zu empfangen.

„Was," rief der stattliche Jüngling, nachdem er des Kämmerers Auftrag vernommen; „glaubt sie denn, ich werde diesem Befehle Folge leisten? Mein edler Freund und Gönner, Herr Eberhard, liegt im kühlen Schooß der Erde, und nun glaubt das stolze Weib wohl, ich, ein freier Edelmann, werde mir von ihr Befehle vorschreiben lassen. Ich weiß

nur zu gut, welche Ränke sie gegen mich angesponnen; ich hasse sie, ich biete ihr Trotz."

„Bedenkt, edler Herr!" warnte der Kämmerer.

„Was bedenken," rief der Ritter, „ich fürchte mich vor keinem Weibe. Sagt ihr," setzte er noch hinzu, indem er sich in den Sattel schwang, „sagt ihr, Heinrich von Zollern werde nie einem Weibe gehorchen!"

Der Kämmerer ging. Heinrich aber ritt mit seinem Häuflein stolz durch Stuttgarts Gassen und langsam zum Thore hinaus, um zu zeigen, wie wenig er sich vor den Folgen seiner kühnen Aeußerungen fürchte. Er pfiff ein freudiges Reiterstücklein vor sich hin und kam nach einem scharfen Ritte in fröhlicher Stimmung auf seiner schönen Stammburg, die noch in unsern Tagen ihr Haupt stolz in die Wolken erhebt, an.

Ein paar Tage waren vergangen und der Burgherr saß gerade bei einem Humpen trefflichen Weines im hohen Ahnensaale, da meldete man ihm einen würtembergischen Reisigen, der ein Schreiben an ihn zu bestellen habe. „Hm," dachte der junge Mann, „ein Liebesbrief ist es gewiß nicht; doch wir wollen sehen, was mir die Würtembergerin wohl schreiben mag."

Mit diesem Gedanken ließ er den Boten hereinkommen, welcher ihm mit einer stummen Verbeugung ein klein Brieflein überreichte. Der Graf ließ den Burgkaplan, vor dessen Weisheit er viel Achtung hatte, herbeirufen, um die Schriftzüge zu entziffern, da er selbst es in der Lesekunst nicht einmal bis zum

Abc gebracht hatte. Der Pfaffe kam und las dem Grafen die Botschaft vor. Diese aber lautete ganz kurz und zwar folgendermaßen:

„Auf dem Schloßplatze unserer Hofburg in Stuttgart habt Ihr meiner gespottet, Herr Graf, sprechend: Es wird kein Weib verschlingen mich! Ich thue nun aber Euch hiemit kund und zu wissen, daß ich allewege Euch, Eure Veste, Euer Leben und Euer Gut zu verschlingen trachte, ich ein schwaches und feiges Weib,

die Gräfin von Würtemberg.“

So gegeben in unserer Hofburg
am St. Simons-Tag.

„Verschlingen will sie mich?“ lachte Heinrich, als er die Botschaft vernommen hatte, „nun dann muß sie allerdings eine starke Eßlust haben. „Doch Freund,“ fuhr er fort, indem er sich zu dem Boten wandte, „trinke hier einen Becher Rheinwein, und dann kehre zu deiner Gebieterin zurück, vermeldend: So lange noch Heinrich von Zollern lebe, werde er nie einem Weibe dienen, und er habe noch einmal vor deinen Ohren wiederholt, daß er nicht fürchte, von ihr verschlungen zu werden.“

Der Bote verließ die Burg und Heinrich setzte sich wieder ganz ruhig zum Humpen, als wäre Nichts vorgefallen. Als er aber am andern Morgen in den Burghof herunterkam, um seine Befehle wegen Verwahrung der Burg zu geben, da begegnete sein Blick nur traurigen Mienen auf den Gesichtern seiner Leute. „Hei,“ rief er, „warum steht ihr denn so

bleich und traurig, als hättet ihr euer Seelenheil dem Teufel vermacht, rührt euch, zu Pferde, wir müssen heute die Burg mit Lebensmitteln versehen."

„Hm, Herr," stotterten einige.

„Nun was soll es?" fragte der Graf ungeduldig. „Wir stehen so betrübt hier," entgegnete ihm sein alter Leibknappe, „weil es wohl zu spät seyn möchte, jetzt Lebensmittel für eine Belagerung aufzutreiben. Denn steigt nur auf die Warte, edler Herr, so werdet Ihr Euch sogleich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen."

Der Graf bestieg, sich über diese Rede gar sehr verwundernd, die Warte, und prallte oben angekommen erstaunt vor dem Anblicke zurück, der sich unten am Fuße des Schloßberges darbot. Rings um seine Veste hatte sich nämlich bedeutendes Kriegsvolk gelagert, dessen weiße Zelten in der Morgensonne gleißten. Auf einem kleinen Hügel in der Mitte des Lagers flatterte stolz das Banner von Würtemberg und verkündete Heinrichen, daß seine grimme Feindin, die Gräfin von Würtemberg, bereits angefangen, ihre Drohungen auszuführen. „Bei Lanze und Schwert," murmelte der Graf vor sich hin, „sie hat mir schon einen Streich gespielt, indem sie meine Burg umschloß, ehe ich daran dachte, mich mit Lebensmitteln zu versehen, und da Alles auf eine ernste Belagerung deutet, so muß mir dieses sehr unangenehm seyn."

Während er so sprach, wurde seine Aufmerksamkeit durch einen zweiten Kriegerharst erregt, der über

die Vorhügel der Alb herunterziehend, seiner Burg sich nahte. Die Neuankommenden waren beinahe eben so stark, als die gelagerten Würtemberger, und Heinrich rieth hin und her, wer sie wohl seyn möchten. Ehe er noch darüber mit sich einig werden konnte, rief ihn sein Leibknappe in den Rittersaal hinunter, wo ein fremder Reisiger seiner harre. Heinrich ging hinunter und der fremde Krieger kündigte sich ihm als einen vereideten Reitersmann der Stadt Ulm an und überbrachte dem Grafen den Absagebrief seiner Stadt, worin vermeldet wurde, daß ein hochlöblicher Magistrat von Ulm den Grafen von Zollern befehden wolle mit Schwert und Feuer, der vielen Unbill wegen, so der Graf der freien Reichsstadt schon zugefügt.

Nun wußte also Heinrich, weßwegen der zweite Heerhaufen vor seine Burg gerückt sey. Bald vereinigten sich die Würtemberger und Ulmer, um mit allen Kräften sich der Burg des jungen Grafen zu bemächtigen. Die Gräfin von Würtemberg, welche selbst im Lager sich befand, spornte die Ihrigen und ihre neuen Bundesgenossen zur unaufhörlichen Thätigkeit an, doch nicht unthätiger kämpfte Heinrich den Belagerern entgegen. Er war überall zugegen, wo Gefahr drohte, und ehe die Lebensmittel in der Burg zu mangeln begannen, konnten sich die Feinde durchaus keines errungenen Vortheiles rühmen. Aber jener Fall trat nur zu bald ein. Die Veste war nur auf einige Monden mit Mundbedarf versehen, und als der Graf durch kühne Ausfälle sich einigemale

wieder aus seinen umliegenden Besitzungen damit versorgt hatte, verheerte der Feind auf Anstiften der Gräfin ringsum das platte Land, daß es dem Belagerten keine Lebensmittel mehr darbieten könnte. Alles weithin glich einer Wüste und der Graf schaute traurig hernieder auf seine sonst so blühenden Thäler, Wälder und Felder. Dennoch gab er sich nicht und verfolgte seine muthige Gegenwehr. Aber Keller und Speisekammer waren leer, und Zollerns Leute, welche vor Kraftlosigkeit kaum noch die Waffen schleppen konnten, begehrten, ihr Gebieter möchte mit dem Feinde unterhandeln, indem in einigen Tagen er und sie unfehlbar durch schmählichen Hungertod zu Grunde gehen müßten. Der Graf aber wollte Nichts vom Unterhandeln hören. Als er aber traurig eines Tages auf der Warte stand und sich rings umschaute, ob wohl gar keine Rettung mehr möglich sey, da konnte er sich nicht enthalten, vor sich hinzumurmeln: „Verschlungen hat sie doch mein Gut!"

Am andern Morgen unternahmen die Feinde einen allgemeinen Sturm, und da die Knappen des Grafen ihnen sowohl an Zahl weit nachstanden, als auch der Hunger ihre Kräfte aufgezehrt hatte, so wurden sie Herr der Mauern und Thore. Nur wo Heinrich kämpfte, konnten sie lange nicht obsiegen, bis auch ihm endlich die Kräfte schwanden und er aus vielen Wunden blutend von einer überlegenen Feindeszahl gefangen wurde.

Welch ein Jubel verbreitete sich durch die feindlichen Haufen, als der Graf gefesselt in das Lager

der Würtembergerin geführt wurde. Die Ulmer überließen nämlich den Gefangenen der stolzen Gräfin, überzeugt, daß dieselbe sich und sie sattsam an ihm rächen würde. Die Gefühle des armen Heinrichs kann sich wohl Jeder vorstellen, als er blutend und erschöpft vor seine grimmige Feindin geschleppt wurde. Er mußte alle seine geistigen Kräfte zusammenraffen, um der körperlichen Schwäche nicht die Oberhand zu lassen, und ruhig und mit Würde trat er vor seine Siegerin, entschlossen, Hohn und Schimpf kaltblütig zu ertragen, um durch Schweigen ihr zu zeigen, daß er auch in Banden noch eine verächtliche Gesinnung gegen sie hege. Die stolze Gräfin trat dem Besiegten in glänzendem Schmucke entgegen, und ein Strahl der glühendsten Freude leuchtete aus ihren Augen, als sie den Mann gefesselt vor sich sah, der es gewagt hatte, ihr öffentlich Hohn zu sprechen. Gegen Heinrichs Erwartung aber begnügte sie sich, ihn mit haßfunkelnden Augen anzublitzen, und kein Wort ging über ihre Lippen. Er stand trotzig und ungebeugt vor ihr, obgleich der Schmerz seiner Wunden ihm die Nerven zusammenzog. Endlich lächelte die Gräfin gar arglistig und höhnisch und wandte sich von dem Gefangenen weg, einer Schaar von Bewaffneten zuwinkend, die sich hinter dem Grafen aufgestellt hatte. Die Krieger schienen den Wink wohl zu verstehen, denn sie führten den Gefangenen hinweg und nachdem seine Wunden in Eile verbunden waren, wurde er auf ein Pferd gesetzt, es wurden ihm die Augen verhüllt, die Be-

waffneten umgaben ihn von allen Seiten, einer nahm sein Roß am Zügel und so ging es fort, er wußte nicht wohin. Kaum hatte er noch Zeit, bevor ihm die Augen verbunden wurden, einen kurzen Scheideblick nach seiner geliebten Stammburg hinauf zu senden, und als er das würtembergische Banner auf ihren Zinnen flattern sah, seufzte er unwillkührlich und sprach in düsterem Schmerze vor sich hin: Verschlungen hat sie nun mein schönes Schloß.

Der Graf wurde von seinen Begleitern ohne Unterbrechung, außer wenn sie ihm etwa einen Becher schlechten Weines zur Stärkung reichten, fortgeführt, bis die Nacht am Horizont heraufstieg und mit dunkeln Schatten die Erde zu umhüllen begann. Nun hielt der Zug auf einer Anhöhe; es wurde dem Grafen die Binde von den Augen genommen, er sah sich nun einem festen Thurme gegenüber, dessen schwärzliche Mauern von den hie und da aus dem Gewölke brechenden Mondesstrahlen schauerlich erleuchtet wurden. Nun verließen aber den Grafen seine bisher mühsam behaupteten Kräfte. Der lange Ritt hatte ihn zu sehr angestrengt und er sank halb bewußtlos vom Rosse. Kaum hörte er noch den Anführer seiner Hüter, welcher mit rauher Stimme zu ihm sprach: „So, hier in diesem stattlichen Thurme sollt Ihr jetzt künftighin wohnen, edler Herr; nehmt Euch aber in Acht, Euern Spott nicht gegen die spröden Eulen zu richten, die Euch freundschaftlich Gesellschaft leisten werden; sie sind gar ehrbare Thiere und verstehen keinen Spaß. Ihr habt nun wohl gesehen, wie weit Euch höhnende Reden gebracht haben."

Als der Graf, der während dieser Worte in Besinnungslosigkeit gefallen war, wieder aus seiner Betäubung erwachte, fand er sich in einem dunkeln niedrigen Gemache, und da nur durch ein eng verwahrtes Fensterlein eine sparsame Tageshelle in das Gewölbe fiel, und er sich an Händen und Füßen gefesselt fand, auch eine unangenehme Feuchte verspürte und ein leises Seufzen neben sich hörte, das wie Unkenruf tönte, so konnte er nicht lange ungewiß seyn, daß er in einem jener schrecklichen Kerker sich befinde, in welchen zu damaliger Zeit so Mancher auf elendigliche Weise oft Jahre lang vegetirte, denn leben kann man wohl das Fortbestehen eines menschlichen Geschöpfes in solcher Lage nicht nennen. Ein Schauder überfröstelte den kranken Körper des Gefangenen und drang mit eisiger Kälte tief hinein in seine Seele, als er zur vollen Ueberzeugung seines entsetzlichen Schicksales gekommen war. Er bezwang seine Schwäche und erhob sich von dem ärmlichen Strohlager, auf dem er bei seinem Erwachen gelegen, um durch nähere Untersuchung seines Aufenthaltsortes sich zu überzeugen, daß dieß Alles kein Traum sey und ob Menschen ihn wirklich so grausam behandeln könnten. Die Untersuchung aber führte ihn nicht weiter als zu der peinlichen Gewißheit seines traurigen Looses, und hatten ihm auch seine Körperschwäche und die Schmerzen seiner Wunden erlaubt, einige Zeit in aufrechter Stellung zu bleiben, so duldeten dieses die schweren Fesseln nicht, welche seine ermatteten Glieder wieder auf das elende Lager nieder-

zogen. Ein Heer düsterer Gedanken umfluthete nun Heinrichens Seele, und gewiß ein minder kräftiges Gemüth hätte diese schweren Schicksalsproben nicht ausgehalten, sondern wäre untergegangen in Nacht und Wahnsinn. Er, immer gewöhnt, sich keine Freiheit zu versagen, sollte hier, umfangen von Kerker und Fesseln, seine Tage hinschleppen. Nimmer war es ihm vergönnt, an der Spitze seiner braven Vasallen, auf muthigem Rosse zur männererregenden Feldschlacht zu ziehen. Hier sollte er liegen und vermodern in Unthätigkeit, in Körper- und Seelenleiden. Er bekam kein menschliches Wesen zu sehen in seiner schaurigen Einsamkeit. Durch eine kleine eiserne Fallthüre, die oben in dem Gewölbe angebracht war, wurde ihm täglich seine spärliche Kost, schlechtes Brod und Wasser an einem Seile herniedergelassen. Seine einzige Gesellschaft war der Sturmwind, der Nachts um seinen Kerker heulte, und eine Eule, die außerhalb des Fensterleins seiner Zelle ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, und durch ihre nächtlichen Klagetöne gleichsam des Gefangenen Seelenschmerz äußerte. Anfangs hatte der Graf noch eine Hoffnung in sich erhalten, daß seine Feindin seine Gefangenschaft nicht allzu lange würde dauern lassen, aber in dieser Hoffnung betrog er sich sehr. Die Gräfin hatte beschlossen in ihrem Grimme, nicht eher sollte der Gefangene das Tageslicht wieder schauen, als bis sie hinabgesunken wäre in die Gruft. Und als nun der Gefangene jede Hoffnung, seine Freiheit wieder zu erlangen, schwinden ließ, fand er

einigen Trost darin, seiner Feindin keine Wohlthat verdanken zu müssen. Wenn er an jenes höhnische Lächeln dachte, womit sie ihn zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt hatte, so glaubte er eine Art von Beruhigung darin zu finden, sich niemals vor diesem Weibe gebeugt zu haben und auch ferner keine Wohlthaten von ihr empfangen zu müssen. Er stärkte sich mit edlem Gleichmuth und lebendigem Vertrauen auf den Ewigen, der auch durch Kerkernacht seine milden Hoffnungsstrahlen auf das Haupt des duldenden Unglücklichen fallen lassen kann.

So verbrachte er in seinem Kerker lange Jahre. Da rasselte eines Tages die Eisenthüre und herein traten zwei Gestalten, die den Grafen rasch entfesselten und ihn hinausleiteten aus dem Reich der Finsterniß ins reine, volle Tageslicht. Geblendet schlug Heinrich die Augen nieder. Ihm war, als tauche er aus einem düstern Labyrinth voll Finsterniß und Graus empor in eine höhere, schönere Welt. Endlich vermochte er allmählig hinauszublicken in das Reich des Lichtes und Frische. Da lagen sie vor ihm die Auen und Wälder, so grün, so blühend wie ehemals, und er war geworden so alt. In wenigen Jahren hatte sich sein jugendliches Gesicht in tiefe Falten gelegt, sein Haar war grau geworden und ein langer, weißer Bart floß ihm bis zur Hüfte hinab.

Aus den Gedanken, in welchen ihn die Empfindungen zwischen einst und jetzt versenkten, weckte ihn eine bekannte Stimme. Er sah sich um und siehe da, sein alter Leibknappe kniete vor ihm und

blickte mit thränendem Blick zu dem geliebten Herrn auf. Dieser aber, verstehend des treuen Diener Zähre, hob ihn auf und sprach, wehmüthig lächelnd: „Verschlungen hat sie mein Leben." — Dann fragte er, wie er hieher komme?

„O Herr," erwiederte der alte Knappe, „das grimme Weib ist endlich todt und Ihr seyd frei. Eure Burg gehört wieder Euch und ich habe Eure getreuen Vasallen hieher geführt, um Euch im Triumphe auf Euer Stammschloß zu geleiten.

Während der alte Knappe so sprach, war ein reisiger Zug in gleißenden Harnischen, das Banner der Grafen von Hohenzollern in seiner Mitte, vor dem Gefängnißthurme aufgeritten. Zwei Edelknaben führten dem Grafen ein auserlesenes Schlachtroß vor. Zwei andere kleideten ihren wiederbefreiten Gebieter mit ritterlichem Gewande. Einen dankenden Blick warf der Graf gen Himmel, als er wieder seine treue Wehr umgürtete; dann schwang er sich aufs Roß, und sprach ernst und feierlich: „Verschlungen hat jenes Weib, wie sie gedroht, mein Gut, mein Schloß, mein Leben; aber sie hat mir mich selbst, meine bessere Kraft nicht entreißen können, und ich fühle jetzt wieder eine Lohe des alten Muthes meine Adern durchglühen. Aber auf Hohenzollern kehre ich nicht wieder zurück. Die Bilder meiner Ahnen würden daselbst mit Zorn auf mich herabblicken, der ich nicht im Stande war, ihre Gruft und das Haus, welches sie ihren Enkeln erbaut, vor feindlicher Entehrung zu schützen. Wer

mir folgen will, der nehme Schwert und Schild, ich ziehe nach Palästina in Gottes Fehde, einer heiligen Sache will ich fortan meine noch übrige Kraft weihen!" So sprach der Graf, und seine treuen Vasallen schlugen klirrend die Waffen zusammen, rufend, er möge sie führen, wohin er wolle, sie würden nie zurückbleiben.

Ohne weitere Fährlichkeiten gelangte Heinrich mit den Seinigen nach Palästina, und die alte Kraft schien ihn wieder zu beleben, als er das heilige Land betrat. In allen Schlachten gegen die Ungläubigen wehte sein Banner in den vordersten Reihen der Kämpfenden, und wo Gefahr, da war gewiß der Graf von Zollern und sein alter Leibknappe zu finden. Beim Sturme auf Jerusalem waren die beiden unter den Ersten auf den Mauern; und als die Stadt ganz in der Gewalt sich befand, wallfahrte der Graf demüthig zum Grabe des Heilands. Dort verrichtete er inbrünstig sein Gebet und dankte Gott für die Gnade, ihn aus dem Kerker befreit und ihm vergönnt zu haben, hier seinen Dank in Demuth darzubringen. Als er aber sich von den Knieen erhoben hatte, überzog Todesbleiche sein Antlitz und er sank dem treuen Leibknappen in die Arme. Seine Augen wurden starr, sein Blut stand still und kaum konnte er noch, ehe der Tod ihm an's Herz trat, mit bleichem Munde leise murmeln: Verschlungen hat sie nun auch mich!

Das Bergmännlein.

Das Bergmännlein.

Habt Ihr meine Hallen gesehen und die weiten Säle meines Palastes? Glänzen nicht ihre Wände wie Silber? Wölben die Decken sich nicht, wie aus Perlen und Diamanten zusammengesetzt? Werden sie nicht getragen von Säulen, die von Smaragden und Rubinen und allen Edelsteinen der Erde prangen?

W. Hauff.

In einem schönen Waldthale in jener romantischen Gegend, welche der obenangeführte Dichter zu klassischem Boden umgewandelt hat, indem er die edeln Helden- und Frauenbilder, welche sein Lichtenstein uns vorführt, vorzüglich in ihr walten und handeln läßt, lebte vor vielen Jahrhunderten eine arme Köhlersfamilie. Damals deckte dichter Wald noch die Gegend, der nur hie und da von einer ritterlichen Burg überragt wurde, und dessen Einsamkeit nur spärliche Hütten unterbrachen. Die Herrschaft der Mutter Natur stand daselbst noch fest und freie Bergwälder rauschten fröhlich unter ihrem linden, mütterlichen Scepter.

Die Wohnung der Köhlersfamilie lag in tiefer Einsamkeit des Forstes, und ihre Bewohner kamen nur dadurch mit der übrigen Welt hie und da in Verbindung, daß der Hausvater seine Kohlen in

Städte brachte, die in den niederen Gegenden des Landes gelegen waren und daselbst für den Erlös seiner Waare die genügsamen Bedürfnisse seiner Familie eintauschte. Wenn er von einem solchen Gange dann wieder zu den Seinigen zurückkehrte, däuchten diesen seine Erzählungen von dem regen Treiben der Menschen, welche außerhalb der Gränzen dieser Wälder wohnten, gar seltsam, und hie und da wünschten sie sich wohl auch hinaus in dieses bunte Leben, aber der erfahrene Köhler versicherte sie, man lebe dort nicht so zufrieden, wie in dieser Waldeseinsamkeit, und sie glaubten seiner Versicherung.

Die Köhlerfamilie nun bestand aus dem noch rüstigen Hausvater, aus einem Sohne, der zum Jünglinge herangereift war und aus zwei Töchtern, deren eine erwachsen war, die andere aber noch in den Kinderjahren stand. Die fromme, geschäftige Hausmutter darf nicht vergessen werden. Noch zu erwähnen ist ein sechstes Mitglied der Familie, das stille, sinnige Mädchen Cilla, welches ein Pflegekind derselben war. Es hatte eine eigene Bewandtniß mit dieser Cilla. Fünfzehn Jahre nämlich, ehe sich die Vorfälle ereigneten, mit denen sich die kurze Sage beschäftigt, war an einem stürmischen Herbstabend, als es schon zu dunkeln begann, ein fremder Mann bei den Köhlersleuten eingetreten und hatte sie bescheidentlich um ein Nachtlager ersucht. Der Köhler und seine Gattin gewährten ihm sogleich diese Bitte und bewirtheten den fremden, seltsamen Gast so gut sie es vermochten. Seltsam aber schien

er ihnen seiner verwachsenen Gestalt, seines unruhigen Benehmens und seiner auffallenden Kleidung wegen. Er war von sehr kleinem Wuchse, hatte aber ein unförmlich großes Haupt und sein Gesicht war mit abschreckenden Runzeln über und über bedeckt. Seine Hände und Füße waren plump und schienen zu seinem winzigen Körper gar schlecht zu passen. Dieses Aeußere wurde noch abschreckender gemacht durch wunderliche Verzerrung der häßlichen Züge, durch ein krächzendes Kichern, welches der Gast nach jedem Worte hervorstieß und durch die beinahe fratzenhaften Bewegungen seiner ungelenken Arme und Beine. Er trug ein brennend gelbes Unterkleid von Seidenzeug, darüber aber hatte er einen großen schwarzen Mantel geworfen, der, aus grober Wolle verfertigt, gar sonderbar gegen den zierlichen Leibrock abstach. Eine wunderlich geformte Mütze saß ihm schief auf dem Kopfe, und eine lange rothe Feder wehte von ihr herab und bürstete den buckligen Rücken des Fremden. In der Hand hielt er ein kleines, glitzerndes Stäbchen, welches er nicht ablegte, und einen großen Binsenkorb, der wohl mit Tüchern verwahrt war, trug er unter dem linken Arm und setzte diese Bürde sorgsam neben den Sitz nieder, welchen ihm die Gastfreundlichkeit der Köhlersleute angewiesen.

Diese konnten sich nicht genug über ihren Gast verwundern, und wenn sie sein sonderliches Wesen beinahe zum Lachen brachte, so flößte ihnen ein gewisser Ausdruck, den die Mienen des Fremden unter den lächerlichsten Verzerrungen verbargen, wieder

ein Gefühl vor demselben ein, das beinahe an Ehrfurcht gränzte. Der Gast benahm sich gar freundlich gegen seine Wirthe und liebkoste ihr kleines Söhnlein Oswald, das damals etwa zwei Jahre alt war. Der Kleine empfand auch gar keine Furcht vor dem Fremdling, obgleich seine Eltern zuweilen dieses Gefühl ergriff, wenn das Auge ihres Gastes so stechend auf sie traf. Als nun die Zeit der Nachtruhe herangekommen war, kündigte die Hausfrau demselben an, sie habe ihm in einem Kämmerlein ein Nachtlager bereitet. Der Gast aber erklärte, er wünsche in dem Armstuhl, in welchem er saß, die Nacht zuzubringen, indem es ihm gar behaglich sey im warmen Stübchen, und er sich aus Bequemlichkeiten nicht viel mache.

Mit diesen Worten schob er den mitgebrachten Binsenkorb mit Sorgfalt unter seinen Sitz, und legte sich im weiten Armstuhle zum Schlafe zurecht, seinen Wirthen freundlich gute Nacht bietend. Die Köhlersleute ließen ihrem Gaste seinen Willen und verfügten sich, nachdem sie seinen Gruß erwiedert hatten, zur Ruhe. Noch lange hielt sie aber das Gespräch über ihren sonderbaren Gast wach und sie stellten allerlei Vermuthungen auf, wer doch wohl derselbe seyn könnte. Als sie aber am folgenden Morgen die Wohnstube betraten, war der Gast verschwunden und sie suchten in der ganzen Hütte vergebens. Die Hausthüre und das Fenster waren fest verschlossen wie am Abend und so konnten sie sich nicht erklären, welchen Ausweg der Fremde genommen. Jetzt er-

blickten sie den Binsenkorb desselben, den er vor seinem Fortgehen auf den Tisch gestellt hatte, und es schienen ihnen aus demselben Töne, wie gedämpftes Kinderweinen, zu kommen. Furchtsam naheten sie sich dem Korbe und wußten nicht, was sie damit anfangen sollten. Der kleine Oswald aber, den die Mutter neben dem Korbe niedergesetzt hatte, versuchte in kindischem Spiele den Deckel desselben zu heben, und siehe, es gelang. Welch ein Anblick aber bot sich nun den erstaunten Köhlersleuten dar! Auf schneeweißen Kissen in glänzenden Windeln lag in dem Korbe ein zartes Mägdlein, das höchstens ein Vierteljahr alt seyn mochte, und jetzt so eben aus dem Schlafe erwacht dem kleinen Oswald entgegenwimmerte. Nachdem sich die Köhlersleute von ihrem ersten Erstaunen erholt hatten, konnten sie bemerken, welche Anmuth in den weichen Zügen des Kindes liege, und die Lieblichkeit derselben erregte sogleich alle die sanften Gefühle der Weiblichkeit in der Brust der Köhlersfrau. Sie nahm das Kind in ihre Arme und dadurch wurde es aufgenommen in den Schooß der Köhlersfamilie. Der Hausvater bemerkte nun auch, daß das Mägdlein ein glitzerndes Kleinod an einer weißen Perlenschnur um den Hals hängen hatte, woran ein kleiner Zettel befestigt war. Der Köhler war in früheren Jahren Kirchdiener in einem benachbarten Kloster gewesen, und ein gutmüthiger Mönch hatte ihn lesen gelehrt. So war er im Stande, die auf dem Zettel geschriebenen Worte zu entziffern. Sie gaben aber

weiter keinen Aufschluß über das Kind, außer daß sie anzeigten, dasselbe habe in der heiligen Taufe den Namen Cilla erhalten.

Die kleine Cilla wuchs mit Oswald und einem Töchterlein, welches die Köhlersleute bald nach der Aufnahme des fremden Kindes in ihre Familie erhielten, frisch heran und wurde gesund an Körper und Geist. Die beiden Mädchen blüheten zu schönen Jungfrauen heran, doch entfaltete sich Cillas Schönheit zu wundervoller Lieblichkeit und Anmuth. Zwischen den beiden Mädchen stand der männlich schöne, schlank gewachsene Oswald in fröhlicher Kraft, und ein nachgeborenes Töchterlein der Familie hatte sich des Schutzes und der Liebe des erwachsenen Kleeblattes zu erfreuen.

Von Jugend auf hatte sich in Oswald ein gar ungewohnter Charakter gezeigt, den sein Vater nicht ganz verstand. Der Knabe fand keinen Geschmack an dem einförmigen Köhlerleben. Viel lieber kletterte er auf Bergen und Felsen umher und rastlos von Thal zur Höhe, von Quelle zu Quelle, von Bach zu Bach zu streifen, und den Geheimnissen der großartigen Natur nachzuforschen, die sich rings um seine Wiege ausbreitete, das schien ihm das köstlichste Vergnügen, und diese seine Begierde suchte er auf jede Weise zu befriedigen. Tagelang durchschweifte er die ungeheuern Wälder seiner Heimath und weitum kannte er alle schönen Waldesplätze, alle hohen Felsen und lieblichen Thäler mit ihrem frischen Grün und mit ihren rieselnden Quellen und rauschenden Bächen.

Oft schlich er sich von den übrigen Kindern hinweg, ihre Spiele verlassend, um einen besonders hohen Waldbaum, einen schönen Wasserfall zu besuchen, den er auf seinen Wanderungen von ungefähr aufgefunden, und stundenlang konnte er solche Naturwunder anschauen, ohne sich von etwas Anderem stören zu lassen. Ein feiner, zarter Sinn machte sich täglich in dem Knaben mehr bemerkbar, und er schien gar nicht hieher in die niedrige Köhlershütte zu gehören.

Von Jugend auf hatte die stille Cilla einen mächtigen Einfluß auf das Gemüth Oswalds geübt, und mit den Jahren der jungen Leute nahm dieser Einfluß immer mehr zu, ohne daß sich das Mädchen erklären konnte, woher es komme, daß ein Blick von ihr hinreiche, den Knaben zu Allem, was man von ihm verlangte, willfährig zu machen. Ein geheimnißvoller Drang zog Beide zu einander hin, und dieser Drang that sich in der Kindheit durch eine unbegrenzte Zärtlichkeit, in reiferen Jahren durch eine sinnige Anhänglichkeit und gegenseitige Aufmerksamkeit kund. Oswald und Cilla schienen nur für einander zu leben und eines war nur im andern sich bewußt.

So war Oswald neunzehn, Cilla siebzehn Jahre alt geworden, und der Jüngling dachte nun ernstlich daran, ein Gewerbe zu ergreifen, um für sein künftiges Leben eine feste Haltung zu gewinnen. Zum Köhler paßte er nun einmal nicht, und so rieth ihm sein Vater, seiner Neigung zu folgen und

ein Bergmann zu werden. Er folgte seinem Rathe und der Vater brachte ihn zu einem tüchtigen Meister des Bergbaues, der in den Gebirgen des Schwarzwaldes wohnte, um dort diese Kunst zu erlernen und auszuüben. Der Jüngling, glühend für seine künftige Bestimmung, schien die Trennung nicht schwer zu tragen, aber als er sich nun wirklich unter fremden Leuten, weit entfernt von der väterlichen Hütte befand, da fiel ihm der Gedanke, alle seine Lieben, besonders aber Cilla nicht mehr sehen zu können, schwer aufs Herz und er versank in tiefe Trauer. Zwar tröstete und erheiterte ihn seine Kunst und zuweilen fühlte er sich recht freudig gestimmt, wenn er tief unter der Erde, nur von seinem Lämpchen geleitet, durch die weiten Labyrinthe der Erzgänge schritt, um die werthen Metalle ans Tageslicht zu fördern. Manches Geheimniß der Natur erschloß sich ihm da, das er vorhin nicht hatte ahnen können. Er lauschte begierig den Erzählungen der alten Bergknappen, wenn sie das Leben und Treiben der Berggeister in den unterirdischen Klüften der Erde schilderten, und ein froher Muth glühte in ihm, wenn er tief unten bedachte, er seye nun keck eingedrungen in das Reich dieser mächtigen Wesen nnd mit kühner Faust raube er von ihrem Eigenthume, den Metallen, die sie so geizig bewahrten in ihrem finstern Reiche.

Nur noch wenige Tage fehlten bis zur Vollendung seiner Lehrzeit, wo er dann heimkehren wollte in die Arme der Seinigen. Er galt in dem Bergwerke für den geschicktesten und kühnsten Knappen und der

Meister schätzte ihn sehr. Ein paar Tage nun vor seiner Heimkehr unternahm er noch eine Fahrt in die tiefsten Gänge der Erzgrube. Munter schritt er beim bloßen Scheine seines Lichtleins durch die schwarzen Klüfte und dachte daran, heute eine reiche Ausbeute sich zu gewinnen. Kaum aber hatte er den Schlägel zu rüstigem Werke erhoben, da schien es ihm, als töne durch die weiten Hallen ein gar wunderliches Geheul und Stöhnen. Er hielt mit seiner Arbeit inne und horchte aufmerksamer. Richtig, schrilles Seufzen drang in sein Ohr und wurde dann wieder von einem kichernden Gelächter unterbrochen. Der junge Bergmann bedachte sich keinen Augenblick, woher diese Töne wohl kommen möchten. Er ergriff seine Lampe und ging dem Schalle nach. Lange hatte er sich durch verworrene und halb zusammengestürzte Gänge zu winden, bis er sich dem Schalle näher fühlte. Endlich, als er um eine scharfe Felsecke bog, überraschte ihn der sonderbarste Anblick. Ein weiter Raum that sich nämlich vor ihm auf und in der Mitte desselben erhob sich ein großes Gestein, das aus lichtem Diamant zu bestehen schien, also leuchtete und funkelte es dem erstaunten Oswald entgegen. Bei seinem Nähertreten aber bemerkte er, daß dieser Glanz nicht von dem Gesteine selbst, sondern von einer in dasselbe eingeklemmten menschligen Gestalt ausging. Oswalds Staunen wuchs, als er in dieser Gestalt ein wunderliches, zwergähnliches Wesen sah, welches das faltige Gesicht wunderlich verzerrend, gar gräuliche

Stoßseufzer hervorstieß. Eine dunkle Erinnerung stieg beim Anblicke dieser Erscheinung in Oswalds Seele auf. Er mußte diese Gestalt schon irgendwo gesehen haben, aber wo und wann? Diese Frage konnte er sich nicht beantworten. Er ging festen Muthes dem Gesteine näher und sah nun, daß es ein gehöhlter Krystall sey und daß der Glanz, welcher von demselben ausging, von dem gelben, funkenstreuenden Gewande herrührte, welches der in den Spalt des Steines eingeklemmte Zwerg trug. Diese Betrachtungen und sonderbare Vermuthungen, wer doch wohl das fremde Wesen seyn möchte, welches sich hier in so unglücklicher Lage befand, drängten sich dem Jüngling in wenigen Augenblicken auf. Sobald ihn aber der Eingeklemmte anschaute, stieß er einen hohlen Freudenschrei aus und rief ihm entgegen: „Ach, endlich kommt einer von euch lahmen Menschen! Geschwind helft mir. Setzt euren Schlägel an dieses verdammte Gestein! O daß ich zu meiner Rettung einer Menschenhand bedarf! He, Geselle, kommt doch näher! Warte, warte, verfluchter Ulf, für diesen Streich sollst du mir büßen!"

Oswald konnte aus dieser verworrenen Rede, die der Zwerg krächzend hervorsprudelte, nicht recht klar werden; aber er trat hinzu und fing an mit seinem Hammer tüchtig auf das Gestein loszuschlagen. Anfangs fruchtete seine Arbeit gar Nichts, denn die Krystallmasse war eisenfest, aber als er einmal ein kleines Stück davon losgeschlagen hatte, sprang das Gestein bei seinen Schlägen wie Glas

auseinander, und das eingeklemmte Männlein war bald befreit. Es sprang mit gar drolligen Geberden aus seinem Kerker zur Erde herab, und umkreiste in lustigen Sprüngen einigemale seinen Retter. „Das hast du brav gemacht," kicherte es, „Söhnlein, ich bin dir Dank schuldig. Hei, der schwarze Ulf soll es gewiß bald empfinden, daß du mich befreit. Warte, warte, böser Ulf. Doch ich muß dir ein Zeichen meiner Dankbarkeit geben, Söhnlein."

Mit diesen Worten nahm er ein Kettlein von seinem Halse, nahte sich Oswalden und wollte, sich auf die Zehenspitzen erhebend, dieselbe seinem Retter umhängen; als er ihn aber genauer ins Auge gefaßt, da sprang er wieder wie toll in der weiten Halle umher und sein feuerfarben Kleid schoß leuchtende Strahlen um ihn. „Ei, ei, krächzte er, ei, das schmucke Oswaldchen; ja, ja, ich habe es gleich gedacht, er werde so ein stattlicher Bursche werden. Hm, Oswald und Cilla — o ja, das wäre — ei wie er schön geworden ist! Nun muß ich aber ausführen, was ich schon lange beschlossen. Ja, ja, ich muß das Dirnlein holen. Ei das wird lustig seyn!" Hier stieß der Zwerg wieder ein kicherndes Gelächter aus, nahte sich rasch dem staunenden Jüngling, hing ihm schnell das Kettlein um, und schoß dann, rasch wie der Blitz, in einen Nebengang der großen Halle. Lange hallte noch sein widriges Gelächter aus der Ferne, bis es allmählig in der wiedereintretenden Todesstille der unterirdischen Welt verhallte.

Lange stand noch Oswald betäubt an dem zersplitterten Gestein, das ihm jetzt kein Krystall mehr schien, sondern als ein ganz gewöhnliches Felsenstück sich zeigte. Wie sollte er sich dieses Abentheuer erklären? Daß der wunderliche Zwerg nicht unter das sterbliche Geschlecht gehöre, schien ihm deutlich, aber warum war derselbe hier in einen Felsen eingeklemmt gewesen und hatte zu seiner Rettung einer Menschenhand bedurft? Welche sonderlichen Reden hatte er geführt? und dann das funkenwerfende Kleid, welches einen rauhen Felsen zum leuchtenden Krystall umzuschaffen vermocht hatte? Oswald konnte sich durchaus diese Erscheinung nicht erklären und jetzt erst, als er alle Umstände des Abentheuers noch einmal durchdachte, wurde es ihm unheimlich in der schwarzen Tiefe, ein kalter Schauder ergriff ihn und mit schnellen Schritten entfloh er dem geheimnißbergenden Schooß der Muttererde.

Am folgenden Morgen ließ er die Bilder des vergangenen Tages noch einmal vor seinem Geiste vorüberschweben. Das Abentheuer, welches er bestanden, schien so wunderbar, daß der Gedanke daran ihn keinen Augenblick verließ. Als er aus dem Bergschacht geflohen war, hatte er sogleich das Geschenk des Berggeistes (denn nicht anders konnte er den Zwerg nennen, mit dem er auf so außergewöhnliche Weise zusammengekommen war,) genau untersucht. Er fand in demselben ein ganz gemeines Kettlein, von schnödem Bleidraht gefertigt. Beim ersten Anblicke glaubte er, es habe ihn der Zwerg mit dem

Geschenke höhnen wollen, und er hatte es schon vom Halse genommen, um es zu zerreißen, als ihm beifiel, was einst ein alter Bergmann über die Geschenke der Berggeister ihm erzählt hatte. Ihre Gaben seyen gewöhnlich dem ersten Ansehen nach gar unansehnlich, verbergen aber immer eine beglückende Kraft in sich, und denen ergehe es gewöhnlich schlimm, welche ein solches Geschenk wenig beachteten oder gar verachteten. Er behielt also das Kettlein und verbarg es unter seinem Koller.

Von der Stunde an aber, in welcher er den Bergmann aus seinem felsigen Kerker befreit hatte, litt es ihn nicht mehr in der Fremde und eine geheime Gewalt trieb ihn zur Heimath zurück. Er wurde als ein geschickter Bergmann von seinem Meister mit warmen Segenswünschen entlassen und eilte den theuren Wäldern zu, die seine väterliche Hütte umschlossen. Die Seinen erkannten den stattlichen Bergknappen kaum wieder, und auch ihm fiel in ihren Umarmungen der ungewöhnliche traurige Ausdruck auf, welche auf den Gesichtern seiner Eltern und seiner beiden Schwestern lag. Auch suchte sein Auge die geliebte Cilla, aber es suchte umsonst, sie trat ihm nicht mit freundlichem Gruße entgegen. Er fragte die Seinen, wo doch wohl Cilla wäre, und erhielt eine trübe Auskunft. In vergangener Nacht, so erzählten ihm die Eltern, sey, als sie beim Abendessen gesessen und Cilla und die zwei andern Mädchen laut ihre Freude darüber geäußert hätten, daß nun Oswald bald wieder heimkehren

werde, plötzlich der fremde, sonderlich gestaltete Mann in die Stube getreten, der vor ungefähr zwanzig Jahren die liebe Cilla als Wickelkind in der Köhlershütte zurückgelassen. Er sey gar freundlich gegen sie alle gewesen, und habe besonders mit Cilla recht herzlich geredet. Dem Mädchen aber sey es in seiner Gegenwart ängstlich geworden und es habe sich mit den zwei Töchtern bald zur Ruhe begeben. Der Gast aber habe ein Nachtlager in der Stube begehrt und sey, wie es geschienen, in tiefen Schlaf versunken, noch ehe sich die Köhlersleute in ihr Schlafkämmerlein zurückgezogen hatten. Die Nacht wäre ganz ruhig vorübergegangen; am Morgen aber hätten zuerst Oswalds Schwestern Cilla neben sich auf dem Lager vermißt und als der Hausvater in die Wohnstube getreten, habe er auch den räthselhaften Gast nicht mehr gefunden. Vergeblich habe er ringsumher den Wald und Berg und Thal durchsucht, nirgends habe er mehr eine Spur von dem Zwerge oder von Cilla gefunden.

So lautete die Erzählung der Köhlersleute über Cillas Verschwinden. Sie fügten noch hinzu, auf dem Tische hätten sie einen schweren Beutel gefunden, der wohl viele hundert Goldstücke enthalte; und an diesem Beutel sey ein Zettel geheftet gewesen, der eine kurze Danksagung enthielt, daß die Familie die kleine Cilla so liebreich in ihrer Mitte gehegt und zu einer so stattlichen Jungfrau erzogen habe. Oswald sah seine Eltern und Schwestern über diesen unerklärlichen Vorfall sehr betrübt, aber ihr Schmerz

kam wohl dem seinigen nicht gleich. Er war heimgeeilt, glühend im Gefühl der ersten Liebe, die schon von Kindheit auf stets fester in seinem Herzen eingewurzelt war, und hatte gehofft, Cilla, die sinnige Geliebte, vielleicht als Braut in seine Arme zu schließen, und nun war sie vielleicht immer für ihn verloren. Nur ein leiser Hoffnungsstrahl durchzuckte die trübe Wetternacht, welche sich um sein Gemüth gelagert hatte. Er hatte seine Eltern oft von dem sonderbaren Gaste erzählen hören, der Cilla einst in ihre Hütte gebracht hatte, und wenn er ihre Schilderung mit der Gestalt des von ihm befreiten Berggeistes verglich, so mußte er sich unwillkührlich gestehen, daß zwischen beiden eine sehr große Aehnlichkeit statt finde. Er ließ sich von seinem Vater noch einmal genau alle Umstände erzählen, unter denen der Zwerg das letztemal erschienen sey, und setzte er alle diese Bemerkungen zusammen, so schien es ihm unzweifelhaft, daß der Berggeist, welcher ihm erschienen, ein und dieselbe Person mit dem Zwerge sey, der Cilla als kleines Kind in sein elterliches Haus gebracht und als liebliche Jungfrau wieder abgeholt habe. Wenn diese Gedanken seinen Busen bewegten, so drängte sich ihm auch die Erinnerung an die verworrenen Reden des Bergkobolds auf, welche derselbe, als er ihn mit seinem Schlägel aus seinem engen Gefängnisse befreit, ausgestossen hatte. Jetzt fiel ihm ein, er habe denselben seinen und Cillas Namen nennen gehört, und der Kobold habe einige Worte an ihn gerichtet mit einem Aus-

druck, als ob er demselben schon längst bekannt wäre. Alles dieses zusammengenommen ließ ihn eine glückliche Auflösung aller dieser Räthsel hoffen. Er theilte den Seinigen das Abentheuer, welches er in dem Bergschacht bestanden, mit, und obgleich sie schauderten, als ihnen Oswald das grausenhafte Aussehen und die gräulichen Seufzer des Zwerges beschrieb, so konnten sie doch nicht umhin, seine Hoffnung zu billigen, als er ihnen alle seine Bemerkungen über diese Dinge mittheilte.

Indessen hatte ein rauher Vorfrühling dem blühenden Mai Platz gemacht, und rings rauschten die Wälder wieder in ihrem grünen Schmucke. Die Quellen jauchzten herab von frischen Höhen und sammelten sich in blumigen Thälern zu klaren Bächen, die der wieder erlangten Befreiung von starrer Eisesdecke froh, hinabeilten in die ebenen Gegenden des Landes, um Wiesen und Felder mit befruchtender Frische zu durchrieseln. Oswalds Sehnen wurde von Tag zu Tag stärker, wenn er so allein die duftenden Forste durchstreifte und an die vergangenen Lenze dachte, wo Cilla an seiner Seite die Wonne des Frühlings genossen. Ihr zarter Sinn hatte den Jüngling begeistert für die tiefe Harmonie der Natur und jetzt, da er eine lange Zeit tief unten im Schooß der Erde den Geheimnissen der Schöpfung nachgeforscht hatte, jetzt hätte er so gerne der zartsinnigen Geliebten alle seine Entdeckungen, welche er in der unterirdischen Wunderwelt gemacht hatte, im wonnigen Frühlingsscheine mitgetheilt.

Eines Tages war Oswald auf seinen Wanderungen durch die Umgegend zu einer steilen Felswand gekommen, an der er Anzeichen einer reichen Metallader wahrnahm. Er bedauerte seine Grubeninstrumente nicht bei sich zu haben und beschloß, nachdem er sich den Ort wohlgemerkt, am folgenden Tage wieder hieher zu gehen und seine Werkzeuge mit sich zu nehmen, um sich zu vergewissern, ob ihn die Anzeichen getäuscht hätten oder nicht. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er plötzlich einen leisen Druck auf seinem Herzen. Er wußte nicht, woher dieser Druck kommen sollte, und lüftete daher sein Wams, um nach der Ursache dieser Empfindung zu sehen. Da fiel ihm das Kettlein in die Augen, welches ihm der Berggeist geschenkt hatte, und er bemerkte, daß es sich fest an seine Brust gedrückt habe und also den Druck, den er vorhin empfunden, verursacht haben müsse. Er achtete weiter nicht darauf, sondern verfolgte ruhig seinen Heimweg.

Am folgenden Tage erhob er sich schon sehr frühe vom Lager, und nachdem er den Seinigen gesagt hatte, er würde erst am Abend zurückkehren, indem er in den Bergen eine Arbeit verrichten wolle, verließ er, mit seinen Grabwerkzeugen versehen, die väterliche Hütte und war bald bei dem Felsen angekommen, an welchem er seinen bergmännischen Versuch machen wollte. Er setzte den Schlägel an, und es war ihm, als drücke das Kettlein wieder leise an sein Herz.

Noch nicht lange hatte er gearbeitet, als er fühlte,

daß ihn Jemand auf die Schulter klopfe. Er wandte sich rasch um und stand wie vom Donner gerührt, denn vor ihm stand der Bergkobold. Er wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte bei diesem Anblick, so plötzlich hatte sich ihm der Zwerg dargestellt, von dem er allerdings glauben mußte, daß derselbe einen bedeutenden Einfluß auf sein vergangenes und gegenwärtiges Leben ausgeübt habe. Des Kobolds Auge aber schien heute milder zu glänzen und die verzerrten Falten waren von seinem Gesichte verschwunden. Auch funkelten und leuchteten heute seine Kleider nicht, und der Berggeist schien in der freien Natur, beschienen von der milden Frühlingsonne, ein ganz anderes Wesen zu seyn, als drunten im Reich der Erze und Metalle. Er unterbrach endlich das starre Anstaunen des Jünglings durch die Frage: „Nun, Söhnlein, hast du das Kettlein noch, welches ich dir gegeben?"

Oswald zog, statt zu antworten, das Geschenk aus den Falten seines Wamses und hielt es dem Frager hin.

„Gut, gut," kicherte dieser, ei, ei, das ist recht gut, daß du meine gering scheinende Gabe nicht verachtet hast. Doch sage mir, wie ergeht es denn der lieben Cilla; ich glaube nämlich die Erfahrung gemacht zu haben, daß dir das Mädchen nicht ganz gleichgültig ist?"

Oswald faßte Muth bei dieser Rede und erwiederte: „Ich gestehe Euch ohne Rückhalt, daß mir Cilla nicht nur nicht gleichgültig, sondern über Alles

theuer und lieb ist; aber wo sie sich jetzt befindet und wie es ihr ergeht, das, Herr, weiß ich leider nicht, und ich denke, Ihr werdet mir die Keckheit verzeihen, wenn ich sage, daß Ihr davon wohl besser unterrichtet seyn möget, als ich."

„Hi, hi, hi," lachte der Zwerg, „glaubst du das wirklich, mein Söhnlein, nun wir wollen sehen. Doch du wolltest ja in diesen Felsen eindringen, ich will doch versuchen, ob er nicht leichter zu öffnen ist, als mit deinen Werkzeugen hier."

Mit diesen Worten berührte der Sprechende den Felsen mit dem glänzenden Stäbchen, welches er in der Hand führte, und o Wunder! — mit lautem Krachen thaten sich die Fugen des Felsen auseinander und ein weiter unterirdischer Raum breitete sich vor Oswalds Blicken aus.

„Nun habe ich dir eine Oeffnung bereitet," sprach der Berggeist, durch den weiten Spalt tretend, „folge mir, es wird dich nicht gereuen."

Einen Augenblick zögerte Oswald, aber er konnte dem Winke des Berggeistes nicht widerstehen, und nachdem er einen frommen Bergmannsspruch gemurmelt, trat er kühn in das unterirdische Reich. Dieses aber entfaltete vor seinen Blicken eine nie gesehene Pracht. Eine hohe, gewölbte Halle dehnte sich mit vielen Nebengängen weithin aus, und die Decke und Seitenwände des Gewölbes funkelten in tausendfarbigen Edelsteinen und Krystallen. Blitzende Säulen strebten in schlankem Wuchse stolz zu der Decke empor und trugen die zauberhaftesten Gebilde

an ihren Kapitälern. Eine unsichtbare Lichtmasse schien über den ganzen Raum ausgegossen zu seyn, denn während man eigentlich kein Licht erblickte, glitzerte und strahlte Alles in bunter, blendender Helle. Durch dieses wunderherrliche Labyrinth von Licht und Farben tönten lieblich säuselnde Laute, wie zarte Saitentöne; es war, als ob sich Geister wechselseitig zusängen. Staunend folgte Oswald seinem Führer durch mehrere Hallen und Gänge, und je weiter er kam, desto schöner, desto prachtvoller schien die unterirdische Welt sich aufzuthun. Endlich hielt der Zwerg in einem hohen Gewölbe, deutete dem Jüngling an, er solle sich auf einen Silberstuhl niederlassen, und setzte sich dann ihm gegenüber auf einen Sitz vom nämlichen Metall. Es war Oswalden, als ob ihm der räthselhafte Zwerg irgend eine wichtige Kunde mittheilen sollte, und er täuschte sich nicht, denn jener begann also:

„Vielleicht hast du längst geahnt, mein lieber Oswald, daß ich ein Wesen höherer Art bin, als ihr sterblichen Menschen, und ich gestehe dir also frei, daß ich unter jene unsterblichen Wesen gehöre, die man gewöhnlich Berggeister nennt. Wir besitzen eine große Macht, doch bedürfen wir in vielen Fällen die Hülfe einer Menschenhand, wie du wohl gesehen hast in jener unseligen Erzgrube; ohne deine Hülfe hätte ich vielleicht einige Jahrhunderte in jener schrecklichen Lage zubringen müssen. Der böse Ulf, ein mächtiger Geist, der mit mir in ewigem Hader lebt, weil ich mich gutmüthig der armen Menschen an-

nehme, die er tückisch zu verderben trachtet, hatte mich durch schändliche List in jenen Felsen eingeklemmt, um sein böses Wesen dann ungestraft treiben zu können. Jetzt ist er bestraft. Doch dir bin ich großen Dank für meine Rettung schuldig und ich will ihn abtragen, wie es in meinen Kräften steht. Ich gab dir ein unscheinbares Kettlein; bewahre es wohl, es trägt eine geheimnißvolle Kraft an sich. In jeder Lage des Lebens, in jedem Unglück wird dir durch seine Einwirkung ein guter Gedanke oder Entschluß kommen, und dann wird es sich auf deine Brust drücken und geschieht dieses, so führe getrost den gefaßten Entschluß aus; es wird dir nur Segen daraus ersprießen."

„Ich habe," fuhr der Berggeist fort, „ich habe deine Eltern seit langer Zeit als brave Menschen erkannt, und ihnen immer meinen Schutz angedeihen lassen, ohne daß sie Etwas davon ahnten. Als mir daher eine Tochter geboren wurde — doch ich sehe, du starrst mich ungläubig an, — wohlan, wisse, daß ich einst ein sterbliches Weib geliebt habe, daß ich ihr genaht in der Gestalt eines schönen Jünglings (denn leicht können wir unsere äußere Form ändern), und daß aus dieser Verbindung Cilla hervorging."

Erschrocken sprang Oswald von seinem Sitze auf und auf seinen Mienen konnte der Zwerg den tiefen Eindruck bemerken, welchen seine letzten Worte auf den Jüngling gemacht hatten.

„Sey ruhig, Söhnlein," sprach der Berggeist mit bewegter Stimme, „ich fühle wohl, was dich

so erschüttern kann. Du liebst meine Cilla; da ich nun aber sage, sie sey die Tochter eines Berggeistes, schauderst du. Du glaubst vielleicht, sie habe das Wesen ihres Vaters geerbt; nein, sobald wir uns einem menschlichen Wesen in Liebe nahen, nehmen wir mit dem sterblichen Körper auch seine niedrigen Eigenschaften an, und Cilla ist, entsprossen von einer sterblichen Mutter, nur ein sterbliches Geschöpf. Darum beruhige dich und höre mich zu Ende. — Cillas Mutter starb bei der Geburt des Kindes, es wurde getauft und ich brachte es zu deinen Eltern, fest überzeugt, sie werden das Mägdlein sorgfältig hegen und pflegen wie ihre eigenen Kinder. Schon damals als ein kleiner Knabe gefielest du mir sehr und ich setzte eine Hoffnung auf dich, die nun, wie es scheint, in Erfüllung gehen soll. Seit aber das Weib gestorben, welches mir ein Kind gegeben, war mein Leben voller Trauer und als Cilla erwachsen war, beschloß ich, sie aus deiner väterlichen Hütte in meine unterirdische Wohnung zu bringen, um mich an meinem Kinde zu erfreuen. Ich kannte eure gegenseitige Liebe schon seit ihrem Entstehen, war aber noch nicht mit mir einig, ob ich sie billigen sollte, denn es schien mir schmerzlich, mich von meinem Kinde losreißen zu müssen; da rettetest du mich in jener Höhle und als ich dich erkannt hatte, kam mein Entschluß, Cilla für mich zu erhalten, in Streit mit dem Wohlwollen, das ich für dich hegte. Ungewiß, was ich thun sollte, brachte ich das Mädchen hieher." —

„Wie,“ unterbrach ihn der Jüngling lebhaft, „Cilla ist hier; — nun sey Gott gelobt! — o laßt mich“ —

„Gedulde dich nur noch einige Augenblicke, dann sollst du sie sehen. Ich brachte also Cilla hieher und eröffnete ihr, was sie über ihre Geburt, über ihre Eltern zu wissen brauchte. Ich hatte eine ungemeine Freude an der lieblichen Jungfrau und diese Tage her bin ich ein ganz glückliches Wesen geworden. Aber dennoch sah ich, daß dein Bild noch mehr in ihrem Herzen lebe, als das ihres Vaters und ich bin gewiß, daß ich nicht im Stande bin, sie so glücklich zu machen, wie ihr zarter, frommer Sinn es verdient. Darum habe ich beschlossen, — doch folge mir!“

Der Berggeist brach hier seine Rede plötzlich ab und winkte dem Jüngling, ihm aus dər Halle zu folgen. Sie schritten noch durch viele prächtige Gewölbe und strahlende Gänge, bis der vorangehende Zwerg vor einem weiten Gemache hielt und den Jüngling vorangehen hieß. Oswald trat durch das gewölbte Portal in das Gemach, welches sich ihm als das schönste unter allen den zauberhaften Hallen und Gewölben, die er schon durchschritten, darstellte. Aber er hatte, nachdem er eingetreten war, keinen Sinn mehr für die demantene Kuppel und die in buntem Golde blitzenden Wände und Säulen des Gemaches, denn er erblickte seine Cilla vor sich, die, als sie ihn bemerkt hatte, mit einem lauten Freudengeschrei in seine Arme eilte. Beseligt

durch das Wiederfinden der geliebten Jungfrau, beugte sich der Jüngling auf sie herab und flüsterte ihr die zärtlichsten Begrüßungsworte zu. Als sie sich so umarmt hielten, da wurde es ihnen erst recht klar, wie unaussprechlich sie sich liebten. Freundlich blickte der Berggeist auf das Paar. „Ja, ja,“ kicherte er, „sie passen für einander, es wäre grausam, wenn ich sie trennen wollte. Freilich werde ich nun wieder so ganz allein seyn, allein ich darf sie ja hie und da sehen und mich ihres Glückes erfreuen. Doch ein bischen necken muß ich sie noch.“

„Ei,“ fuhr er laut fort, indem er sich zu den erröthenden jungen Leuten wandte, „habt ihr denn ganz vergessen, daß ich auch hier bin, und gerne ein Wort mit euch spräche, ehe ich Oswalden wieder aus meiner Wohnung führen will?“

„Wie,“ entgegnete der Jüngling leidenschaftlich, „Ihr waret vorhin so freundlich gegen mich, und nun hat es den Anschein, als ob Ihr mich wieder von Cilla trennen wolltet.“

„Ach thut es nicht, Vater,“ bat die Jungfrau, „Oswald ist so gut und liebt mich so sehr.“

„Ei, mein Kind,“ sagte der Berggeist, „habe ich dir denn nicht gesagt, wie sehr mich deine Nähe erfreut, und so gerne ich auch wollte, so darf ich Oswald doch nicht hier behalten, denn keinem Sterblichen, der nicht durch ein ganz enges Band an uns gefesselt ist, dürfen wir gestatten, längere Zeit in den Wohnungen der Berggeister zu weilen. Du siehst also, wie ich gezwungen bin, den Jüngling

wieder von dir zu trennen. „Oder," fuhr er fort, eine ernste Miene annehmend, „willst du etwa mit ihm ziehen, willst du um seinetwillen alle diese Herrlichkeiten, in die ich dich als Herrin eingeführt, verlassen, und zur öden Oberwelt zurückkehren?"

„O mein lieber Vater," entgegnete die Jungfrau schüchtern, mit brennender Röthe der Schaam auf den Wangen, „wo Oswald ist, da ist für Cilla ein Freudenhimmel, und sie möchte mit ihm ziehen, müßte sie auch öde Heiden oder düstere Wälder mit ihm bewohnen."

„Laßt sie mit mir ziehen, Vater meiner Geliebten," nahm Oswald das Wort, indem er bittend des Berggeistes Hand ergriff, „ich will gewiß für sie mehr als für mich selbst sorgen; o sie wird sich gewiß nicht zurücksehnen nach dem Reichthum und Glanze, den sie hier zurückläßt."

„Nein gewiß nicht," betheuerte Cilla, „denn —"

„Also gilt dir," fiel ihr der Zwerg ins Wort, „die Liebe deines Vaters nichts, und du willst dich mir so schnelle entziehen und mich wieder allein hier lassen und mir nicht mehr deine theilnehmende Nähe gönnen? Kind, Kind, der Vater scheint dir gar gleichgültig zu seyn!"

„Ach vergebt mir, Vater, mein guter Vater," entgegnete ihm das Mädchen, indem sie sich weinend an seinen Hals warf, „nein, ich werde Euch gewißlich nicht verlassen, wenn Euch meine Gegenwart erwünscht ist. Nein, ich werde bei Euch bleiben."

So sprach Cilla, aber sie konnte sich nicht ent-

halten, während dieser Worte einen Blick voll Liebe auf Oswald zu werfen.

Der Vater sah diesen Blick und nun führte er gerührt seine Tochter dem erstaunten Jüngling in die Arme:

„Ich kann euch nicht länger quälen," sprach er, seine Hände segnend auf die Häupter der Liebenden legend, während eine feierliche Würde aus seinen Zügen strahlte, „seyd glücklich; eure treue Liebe hat Lohn verdient. Jetzt aber, Oswald, führe deine Braut hinauf in die Wohnung deiner Eltern. Ich übergebe dir zum Hochzeitgeschenke dieses mein goldenes Stäbchen. In welcher Noth, in welchem Unglücke du auch seyn mögest, klopfe dreimal damit an die Erde und ich werde Hülfe senden. Die Aussteuer meines Töchterleins wirst du in der Hütte deiner Eltern finden, ich habe meine Gaben schon hinbringen lassen, während wir hier uns zusammenfanden."

Während dieser Rede hatte der Berggeist das Brautpaar aus der Höhle geführt. Am Ausgange derselben nahm er Abschied. „Noch Eines muß ich euch anbefehlen," sprach der Zwerg, als er sich schon von seinen Kindern getrennt hatte; „wenn einst ein Kindlein aus eurer Verbindung erblüht, so bitte ich Euch, das Tauffest desselben hier in meiner Behausung zu halten. Sie wird dann für euch offen stehen und ich werde meinem Enkel gewißlich eine schöne Kissengabe auswählen aus meinen Schätzen. Jetzt lebt wohl!"

Weiter meldet uns die Sage Nichts über den

Berggeist, Oswald und Cilla, außer daß, als der Frühling wiederkam, die glücklichen Eheleute an einem schönen Lenztage zur unterirdischen Behausung des Vaters wallten, um ihn zum frohen Zeugen ihres erhöhten Glückes zu machen, welches ihnen die Geburt eines wunderschönen Knaben gebracht.

Der Burggeist.

Der Burggeist.

„Ach Allm —" stöhnt' einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächt'ger! wollt' er rufen — man hieß davon das Schloß.

L. Uhland.

Die Achalm, welche bei der freundlichen Stadt Reutlingen in die Lüfte sich erhebt, ist einer der schönsten Punkte des Schwabenlandes, und es geziemt sich daher, hier eine Sage zu erzählen, welcher dieser Berg zum Schauplatze diente. Wohl ist die Burg gefallen, deren hohe Zinnen einst weit hernieder schauten von der Achalm in die Gauen des Schwabenlandes; — keine Spur finden wir mehr von dem edeln Geschlechte, denen die Veste einst zum Sitze diente, Haus und Bewohner sind dahingeschwunden im Laufe der Zeit. Sie haben ihr Schicksal erfüllt und sind verweht im Hauche der Jahrhunderte; aber die Sage, diese fromme Künderin alter Klänge und alter Dinge, hat auch von der herrlichen Achalm uns eine Kunde aufbewahrt, die in den folgenden Zeilen entwickelt werden soll.

In früher, früher Zeit, als sich das deutsche Ritterwesen zu bilden begann, kam aus fremden Landen ein mächtiger Edler, mit großen Schätzen und vielen Dienstleuten. Er war aus seiner Heimath

durch tückische Freunde vertrieben worden, und wollte sich nun im Schwabenlande niederlassen. Lange durchzog er die Gauen Schwabens, um einen geschickten Platz zur Erbauung einer festen Burg zu finden, und unter allen Bergen und Hügeln erwählte er sich endlich den kegelförmigen, isolirten Berg, an dessen Fuße sich jetzt die Stadt Reutlingen ausbreitet, zu seinem künftigen Wohnsitz. Seine Schätze ließen auf des Berges Spitze gar bald eine feste, stattliche Burg erstehen, worin er mit seinen Leuten hauste und weithin alles Land sich unterwarf. Noch fehlte ihm eine schöne und gutgeartete Hausfrau; doch auch diese fand er in einem schönen Fräulein, der Tochter eines der edelsten Geschlechter Schwabens, und er führte sein junges Ehegemahl unter Lust und Freude in sein neues Schloß und verherrlichte sein Beilager mit Ritterspiel und Fackeltanz.

Ein Jahr lang hatte ihre glückliche Ehe gedauert und des Grafen (denn diesen Titel hatte der mächtige Edelmann angenommen) Weib hatte ihn mit einem schönen männlichen Erben erfreut, als eines Tages ein fremder Ritter auf dem Schlosse ankam. Der Burgherr war gerade nicht daheim und so war es Aufgabe der Hausfrau, den fremden Gast zu unterhalten. Dieser schien ein alter Bekannter ihres Eheherrn zu seyn, fragte gar neugierig nach seinem jetzigen Thun und Treiben und lächelte recht höhnisch, als ihm das junge Weib versicherte, ihr Gatte befinde sich in zufriedenen Umständen und sie glaube, kühnlich sagen zu dürfen, er sey glücklich. Der Fremde

forschte mit großer Schlauheit nach allen, auch den unbedeutendsten Dingen, die sich auf seinen alten Bekannten, wie er den Grafen nannte, bezogen, und diese unverschämte Neugierde, verbunden mit dem bösen Eindruck, den des Fremden lange, dürre Gestalt, sein von allen Leidenschaften verwüstetes Gesicht, und das stechende höhnische Lächeln auf demselben, machten, daß der Burgfrau in der Nähe des Fremden ganz unheimlich wurde und sie recht herzlich froh war, als sie ihren Gatten den Schloßberg heraufsprengen und bald darauf ins Gemach treten sah. Aber wie erschrack sie, als sie ihren Eheherrn beim Anblicke des Fremden erbleichen und vor demselben zurückbeben sah. Der Gast aber trat zu dem Grafen und bot ihm mit widriger Freundlichkeit die Rechte dar, in welche der Graf die seinige zu legen zauderte.

„Nun," rief der Fremde mit gar höhnisch klingender Stimme, „heißt mich der Sohn meines Vaters nicht willkommen auf seiner stattlichen Burg, hat er etwa daselbst keinen Winkel für seinen armen Bruder und soll derselbe wieder hinaus, um in den Wäldern zu wohnen und sich von Wurzeln zu ernähren? Ei, ei, Brüderchen, das wäre ja gar nicht brüderlich von dir gehandelt, und deiner frommen Taubennatur nicht sehr angemessen! Hi, hi, hi."

Der Graf mußte sich Gewalt anthun, um den Fremden, der wirklich sein Bruder war, willkommen zu heißen. Er schien gar erschrocken und mißmuthig über die Ankunft desselben zu seyn, und als die

Gräfin dieses bemerkte, schauderte sie noch mehr vor dem widrigen Gaste zurück als vorher. Dieser aber schien daraus nicht viel zu machen, ließ sich den Rehbraten und den feurigen alten Rheinwein, den ihm sein Bruder zum Imbiß vorsetzen ließ, trefflich schmecken, und that, als ob er hier schon Jahre lang zu Hause wäre. Der Graf aber war düster und traurig und ging niedergeschlagen umher. Ein sonderbares Verhältniß schien zwischen den Brüdern zu bestehen, und wir können es der Gräfin wohl nicht übel deuten, wenn sie bei ihrem Eheherrn nach diesem Verhältniß forschte, als sich der Gast bei eingebrochener Nacht auf sein Gemach zurückgezogen hatte.

„Liebes Weib," antwortete der Graf auf die Fragen seiner Gattin, „verschone mich mit allen Fragen über diesen meinen Bruder. Es ist besser, du wissest nicht, welch ein Mensch er ist. Nimm dich vor ihm in Acht, und betrage dich stets kalt und abgemessen gegen ihn. Ach, ich hätte lieber den Fürsten der Hölle selbst bei mir einkehren sehen, als ihn, obgleich er mein leiblicher Bruder ist."

Solche Antwort gab der Graf auf die Fragen seiner Frau. Als aber der Fremde auf dem für ihn bestimmten Gemache angekommen war, sprach er zu seinem Knappen, den er mitgebracht, und auf dessen Zügen seltene Bosheit und Tücke gegraben war, wie folgt:

„Hm, Rallo, der Empfang ist verteufelt kalt gewesen, aber gib Acht, ich will den Leuten schon heiß

machen. — Das Weib meines Bruders, nun die ist ein recht schmuckes Ding; an sie muß ich mich wohl zuerst machen; mein Bruder aber ist noch ganz der alte; doch scheint ihm meine Ankunft nicht gar angenehm zu seyn, und er hat bei meiner Begrüßung nicht ausgesehen, als ob ich glauben könnte, er meine, ich komme in Reue und Bußfertigkeit, um ihn um Verzeihung zu bitten. Hm, hm, da irrt er sich gewaltig."

„Ei, Herr," schmunzelte der wüste Knappe; „diese Burg ist ein gar stattlich Haus, so fest, so prächtig eingerichtet; es wäre beim Teufel gar nicht übel, wenn wir, da wir nun doch lang genug in der Welt herumgefahren sind —"

„Uns für längere Zeit in dieser Burg festsetzen würden," unterbrach ihn sein Herr; „ja, ja, Rallo, du hast gar keine so üble Ansicht und im Vertrauen gesagt, habe ich diesen Gedanken auch schon gehabt. Dieses Schloß, die umliegenden Besitzungen meines Brüderleins und vor Allem sein anmuthiges Weiblein, hi, hi, hi, das gäbe uns wieder ein schönes Leben auf eine lange Zeit, hi, hi, hi."

Der Knappe stimmte in das teuflische Hohngelächter seines Herrn ein und meinte, das Alles ließe sich wohl veranstalten.

„So glaubst du, man könnte so Etwas unternehmen?" sagte der fürchterliche Fremde, „nun ich sehe, daß du doch noch deinen gescheiden Sinn nicht ganz im Weine verschwemmt hast. Wahrhaftig, es gehen mir schon allerlei Pläne im Kopfe herum. Ich will

darüber schlafen, vielleicht bringt diese Nacht ein recht schönes Plänchen zur Reife und wenn etwa dir im Traume ein guter Einfall kommen sollte, so denke ich, du wirst nicht anstehen, mir ihn am Morgen mitzutheilen."

So besprachen sich diese Beiden und ihr nachheriges Benehmen zeigte, daß ihnen in jener Nacht wohl ein schönes Plänchen, wie der Fremde ein ruchloses Unternehmen zu nennen beliebte, in den Sinn gekommen seyn müsse. Der böse Gast bat am folgenden Morgen in demüthiger Weise seinen Bruder, ihm und seinem getreuen Diener auf einige Zeit ein schützendes Obdach angedeihen zu lassen, da sie beide vom Unglücke verfolgt, aus der Heimath hätten flüchten müssen und keinen andern Zufluchtsort hatten finden können. Der Graf gewährte diese Bitte, und nun, nachdem sich der schlimme Gast eingenistet hatte in dem Schlosse, begann er und sein Knecht das falsche Spiel, wodurch sie ihre böslichen Absichten zu erreichen hofften. Der Knappe bearbeitete die Leute des Grafen und durch trügliche Vorspiegelungen und täuschende Versprechungen brachte er es bald dahin, daß die Diener des Grafen fest an das Mährchen glaubten, welches ihnen der schlaue Bösewicht erzählt hatte, daß nämlich der Graf seinem Bruder in der Heimath das väterliche Erbe entrissen, und mit demselben in dieses Land geflohen sey und nun hier in Lust und Freuden lebe, während sein Herr umherschweife in der Welt und von der Gnade anderer Leute leben müsse. Dieses glaubten die Diener

des Grafen, denn der tückische Rallo hatte ihnen die Lüge schon auf eine solche Weise beizubringen gewußt, daß sie nicht an der Wahrheit des Gesagten zweifeln konnten oder mochten. Daher hegten sie Alle großes Mitleiden mit dem fremden Gaste, dem ihr Herr so großes Unrecht zugefügt haben sollte, und verabscheuten ihren edeln Gebieter. Während so der Diener die Leute des Grafen für seines Herrn schlechte Sache gewann, versuchte der letztere sein Glück bei einer Person, die seinem Bruder näher stand, bei dessen Weib. Seine Bemühungen aber wurden mit keinem so guten Erfolg gekrönt, wie die seines Knappen. Alle Künste der Schmeichelei und Verführung schlugen fehl und prallten zurück an dem festen, edeln Gemüth des trefflichen Weibes. Der Gast glaubte oft verzweifeln zu müssen ob der starren Dummheit, denn so nannte er den reinen, hohen Sinn seiner Schwägerin, womit sie seine Huldigungen zurückwies. Er klagte es oft seinem Knappen, daß er, der doch sonst die Weiber zu behandeln wisse und sich schon manches Sieges über Unschuld und Tugend rühmen könnte, bei diesem Weibe noch gar keine Fortschritte gemacht habe. „Hm, Herr,“ entgegnete dann der Knappe, „ich sehe bei dieser Unternehmung übertreffe ich Euch an Glück; denn ich habe mein Geschäft bei des Herrn Bruders Leuten glücklich zu Ende geführt. Sie halten Euch für den frommsten und unglücklichsten Edelmann und Euern Bruder, den Herrn Grafen, für einen ruchlosen Vatermörder und Räuber. Ihr seht also, daß wir uns auf sie

verlassen können; aber ich denke, wir müssen uns beeilen, daß wir das ausführen, was wir beschlossen haben. Schmiedet das Eisen, wenn es noch warm ist, das ist ein gutes Sprüchlein und Ihr versteht mich wohl, wenn ich sage, wir könnten es befolgen bei unserem Unternehmen. Versucht indessen noch einmal Euer Glück bei dieser Hexe von einer schönen Schwägerin und geht es nicht, nun dann; — ich muß unterdessen alle meine Kunst aufbieten, um dem alten Leibknappen Eures Brudes, der uns gar nicht traut und ein wachsames Auge auf uns hat, entgegen zu arbeiten. Also frisch darauf los! Wenn sich das Weiblein nicht ergibt, so müßten wir eben einen etwas gewaltsamern Weg einschlagen, und ich weiß ja, daß Euer Dolch gut geschliffen und meine Hand sehr sicher ist. Damit Gott befohlen!"

So sprach der Knappe, und Niemand in der Burg ahnte, welch' einen schrecklichen Plan der Fremde und sein Knappe auszuführen beschlossen hatten. Bald, nur allzu bald sollte die Ausführung desselben vor sich gehen.

Einige Tage nach der oben angegebenen Unterredung zwischen Herr und Diener erzählte im Schlafgemach die Gräfin ihrem Eheherrn die Nachstellungen seines Bruders. Der Graf zitterte heftig bei dieser Mittheilung, doch bald faßte er sich wieder und sprach: „Ich habe das längst geahnt. Jetzt aber muß er fort aus dem Schlosse, er und sein sauberer Diener, und damit du sehest, daß ich nur zu guten Grund dazu habe, diesen Bruder hinweg-

zuweisen von mir, will ich dir seine und meine Geschichte erzählen.“ Die Gräfin war sehr gespannt auf die Erzählung und der Graf begann:

„In unserer Heimath ist unser Stamm sehr mächtig und angesehen, und mein Vater wandte, als er das Haupt der Familie geworden war, Alles an, dieses Ansehen zu vergrößern, und besonders meinen Bruder und mich so zu erziehen, daß wir unserem Namen jederzeit Ehre machen könnten. Schon in früher Jugend aber waren böse Neigungen vorherrschend in meines Bruders Thun und Lassen, und die Verschiedenheit unserer Gemüthsart war schon im Knabenalter sichtbar, und wurde in zunehmenden Jahren immer mehr offenbar. Ich, als der ältere Sohn, sollte die Besitzungen unseres Geschlechtes ererben, mein Bruder war zum geistlichen Stande bestimmt. Ich lernte eine Jungfrau kennen, die, aus einer edeln Familie meiner Heimath entsprossen, in meinen Augen keinen, in den Augen anderer Leute aber den Fehler hatte, daß sie arm war. Darauf sah auch mein Vater nicht und als ich ihm gestanden, ich sey dem Fräulein in Minne zugethan, erlaubte er mir, mit seiner Einwilligung um sie zu werben. Dieses geschah und hatte einen günstigen Erfolg. In einigen Wochen sollte ich meine Braut heimführen, da starb plötzlich mein Vater und ach, es wäre besser, ich könnte das Gräßliche verhehlen, auf meinem Bruder ruht ein noch nicht gehobener Verdacht, er sey der Mörder seines Vaters gewesen. Damals schon hatte er den elenden Rallo, der Alles ge-

schickt anzugehen weiß, wenn es nur nicht mit etwas Redlichem verwandt ist, als Diener um sich, und was noch gut war an ihm oder wenigstens noch nicht unverbesserlich, das verwandelte sich durch den Umgang mit diesem Schurken vollends in giftiges Unkraut. Bei dem Tode meines Vaters spielte mein Bruder den Tiefbetrübten, und wollte sich den Anschein geben, als werde er diesen Unfall nicht überleben. Aber ich sah durch diese Maske, welche ihm Rallo umgebunden, und konnte deutlich die Freude und den Hohn, welcher um seine Lippen zuckte, gewahren. Demüthig heuchelnd kam er nach des Vaters Leichenbegleitung zu mir, und bat mich, ihn nicht zum geistlichen Stand zu zwingen, indem er sich nicht stark genug fühle, die Pflichten desselben zu erfüllen. Obgleich ich dem Heuchler nicht traute, so gewährte ich dennoch seine Bitte und theilte von nun an Alles, was ich besaß, brüderlich mit ihm, vermeinend, ihn durch Güte von seinen schlimmen Leidenschaften und bösen Gewohnheiten loszureißen, aber vergebens; ich mußte bald alle Hoffnung, diesen Zweck zu erreichen, aufgeben. Unter solchen Umständen führte ich meine Braut heim als Eheweib, nicht ahnend, welches Unglück ich ihr bereite. Bald mußte ich bemerken, daß mein Bruder, der schändliche Wüstling, seine Augen auf mein Weib geworfen habe und nun Alles aufbiete, um sie in seine Schlingen zu locken und seiner bösen Leidenschaft Genüge zu leisten. Mein Weib klagte mir in tiefem Schmerze, welche Nachstellungen ihr mein Bruder bereite, er-

zürnt stellte ich ihn zur Rede und — am andern Morgen fanden die Zofen mein Weib todt im Bette. O ewiger Gott, der Bösewicht hatte sie, als sie seinen wüsten Anträgen nicht Gehör geben wollte, durch Gift aus dem Wege geräumt, und bezeigte mir dann heuchelnd sein Beileid über den Tod seines Schlachtopfers. In glühendem Zorne wollte ich den Schandbuben niederstoßen, allein ich bemeisterte noch meine Leidenschaft und verwies ihn nur aus meinem Hause. Vielfacher Kummer ließ mich aber nicht mehr ruhen in meiner Heimath. Ich verkaufte meine Besitzungen, entließ meine Diener, um durch Nichts an mein Unglück erinnert zu werden und zog hieher, um wo möglich ein neues, glücklicheres Leben zu beginnen. Dieses schien mir auch werden zu wollen durch deine Liebe, mein gutes Weib, da kommt der entsetzliche Bruder wieder und was sollte ich von ihm nicht fürchten, da er —"

Ein Geräusch auf dem Gange unterbrach des Grafen Rede und als er wieder fortfahren wollte, wurde plötzlich die Thüre des Schlafgemaches aufgestoßen und herein traten zwei vermummte Männer, deren feindliche Absicht sogleich durch Verriegelung der Thüre sich kund gab. Ehe der Graf vom Lager sich erheben konnte, stürzte sich der kleinere von den Beiden auf ihn, während der größere die erschrockene Gräfin festhielt. Ein fürchterlicher Argwohn war beim Eintritte der Beiden in des Grafen Seele erwacht, daß nämlich sein Bruder ihn ermorden wolle; und dieser Argwohn wurde bald bestätigt. In ge-

rechter Wuth riß der Graf sein Schwert von der Wand und drang auf seinen Angreifer ein, aber während er mit der Waffe ausholte, sprang sein Bruder, der unterdessen die Gräfin festgehalten hatte, auf ihn zu und stieß ihm durch den Rücken einen langen Dolch in die Brust, während er die Maske abreißend höhnisch rief: „So, Brüderlein, fahre hin zum Vater, und sage ihm, nun sey ich doch noch Herr des väterlichen Erbes geworden. Ha, ha, ha, Rallo, den habe ich gut getroffen, er rührt sich nicht mehr."

Wirklich war es so, die Faust des Mörders war ganz sicher gewesen, und der unglückliche Graf stürzte, indem er einen schwachen Schrei, der wie „Ach Allm —" lautete, ausstieß, leblos zu Boden. So schnell erfaßte ihn der Tod, daß er den Ruf: „Ach Allmächtiger!" nicht mehr vollenden konnte. Die Gräfin aber war während dieser schrecklichen Scene in Ohnmacht gesunken. Als nun die Mörder so die Leiche des Gemordeten vor sich liegen sahen, da konnten sie ein fröstelndes Grausen, welches ihre Nerven durchzuckte, nicht verbergen und wandten die Blicke ab von ihrem Opfer. Zugleich fing des Grafen Söhnlein, das ebenfalls in diesem Gemache schlief, zu weinen an und sein Wimmern tönte den bösen Gesellen wie ein donnerndes Rachelied. Schon wollten sie, von Entsetzen erfaßt, aus der blutbefleckten Kammer entfliehen, als ihnen beifiel, daß ihr Werk nur halb gethan sey. Sie trugen daher das ohnmächtige Weib und den weinenden Knaben, der kaum

sein drittes Jahr erreicht hatte, hinab in die Verließe der Burg und durch einen unterirdischen Gang hinaus ins Freie. Dort kehrte dem unglücklichen Weibe das Bewußtseyn zurück, und nun ließen ihr die Mörder ihres Gemahles die Wahl, ob sie und ihr Kind sterben wollten, oder ob sie es vorzöge, einen heiligen Eid darauf abzulegen, daß sie keinem Menschen von dem, was sie heute Nacht gesehen, ein Wort mittheilen, nie mehr in die Burg zurückkehren und ihrem Sohne seine Abstammung verbergen wolle. Für sich hätte die Gräfin gerne den Tod gewählt, allein sie schaute ihr Söhnlein an, das sich vertrauend an ihre Brust schmiegte, und der Mutterliebe Gehör gebend, schwur sie mit fürchterlichen Eiden, die Bedingungen zu befolgen, welche ihr die Mörder auferlegten. Nachdem sie den Schwur geleistet, übergaben sie die Beiden an einen Haufen Knappen, welche hier der Opfer geharrt und sie von der Burg eine Strecke weit hinwegbringen, und dann ihrem Schicksale überlassen sollten. Die unglückliche Gräfin wurde von rohen Knechten mit ihrem Kinde auf ein Pferd gehoben, und rasch ging es von der Burg hinweg und hinaus in die finstere Nacht. Als es Tag zu werden begann, befand sich die Gräfin mit ihrem Knaben in einem dichten Walde, in einer ihr unbekannten Gegend, wo sie die Knechte hingebracht hatten, und sah sich von aller menschlichen Hülfe verlassen. —

Die Mörder aber kehrten, als sie die Gräfin und ihren Knaben an die von ihnen bestochenen

Knechte abgegeben hatten, auf die Burg zurück und unterwegs sprach Rallo zu seinem Herrn: „Nun seht Euch nur um einen schönklingenden Namen um, Graf seyd Ihr jetzt, und hernach müßt Ihr so ein schönes Schwabenfräulein heimführen, sonst hat Eure Familie kein Ansehen. Hm, der Teufel, das Ding ist schnell gegangen. Sagte ich Euch nicht immer, Gewalt ist besser als List. Ihr hättet noch manches Jahr heucheln und schmeicheln und lügen und betrügen müssen, um das zu erreichen, was ihr nun durch frisches Wagen in einer Nacht gewonnen. Ei, da sind wir ja schon am Burgthor; wir wollen nun einen Humpen alten Weines trinken, und dann den Leichnam in die Gruft schaffen. Hernach müßt Ihr Euch stattlich anziehen, und ich will die Vasallen Eures Herrn Bruders, Gott habe ihn selig, zusammenrufen, daß sie Euch, als ihrem neuen Gebieter, huldigen. Unser Plänchen ist ganz vollkommen gelungen."

Es ist gewöhnlich nicht Sache der Sage, in der Erzählung einen allzu bedeutenden Zeitraum zu überspringen, allein vorliegende Sage scheint aus diesem Gleise herausgetreten zu seyn, denn sie übergeht (nach Art einiger berühmten Novellisten neuerer Zeit) eine Zeit von nicht weniger als zwanzig Jahren und nimmt den Faden ihrer Erzählung wieder auf, um dem Leser die angefangene Mähre zu Ende zu führen. Horchen wir also.

Zwanzig Jahre nach den oben erwähnten Vorfällen führte Graf Rurich (den wir wohl kennen) auf der Burg, die er nach seinem Namen Rurichsburg nannte, als er sich derselben durch schändliche That bemächtigt, ein tolles, lustiges Leben. Die üppigsten Gelage, bei denen in jener rohen Zeit alle wilden Leidenschaften eine taumelerregende Herrschaft behaupteten, wurden auf Graf Rurichs Burg gefeiert und er hatte einen Kreis der berüchtigsten Schlemmer und Unholde im ganzen Schwabenlande um sich versammelt, mit denen er sein Unwesen trieb und in ununterbrochener Schwelgerei und den wildesten Ausbrüchen wüster Neigungen und Leidenschaften schwanden dem Grafen und seinen Gesellen die Tage dahin. Ihm zunächst stand sein Knappe Rallo, der wie sein Herr bereits graue Haare trug, trotz dem aber einer der ausgelassensten Wüstlinge war. Wo der Graf eine wilde Laune, eine ungemessene Leidenschaft befriedigen wollte, da bot sich Rallo zum willkommenen Werkzeug an und jedes Bubenstück gedieh durch seine Vermittelung. Indessen schien trotz aller rauschenden Lust dennoch Graf Rurich nicht sehr glücklich zu seyn. Man sah, wie er nur die wildesten Töne der Freude heraufbeschwor, um eine innere Qual zu übertäuben, und dennoch häufte er noch immer Verbrechen auf Verbrechen und Gräuel auf Gräuel. Man flüsterte sich in der Umgegend manches in die Ohren darüber, daß Graf Rurich so schnell seine Besitzungen erworben, ohne daß man erfahren, wohin der vorige Besitzer mit seiner Familie gekommen sey,

denn das Vorgeben des Burgherrn und Rallos, jener sey mit den Seinen in sein Heimathland zurückgekehrt, glaubte Niemand, und jeder Redliche wandte sich mit Abscheu von Rurich und seinen fürchterlichen Gesellen. Vor ungefähr achtzehn Jahren, als sein böses Treiben noch nicht so ruchbar geworden war im Lande, hatte er sich bei einer benachbarten edeln Familie einzuschmeicheln gewußt und durch die niedrigste Heuchelei es dahin gebracht, daß er eine Tochter jenes Hauses zur Ehe erhielt. Die unglückliche Jungfrau ahnte nicht, welchem Teufel sie hingeopfert werde. Nur zu bald aber überzeugte sie sich von dem teuflischen Charakter ihres Gatten, der, da er von den Banden zarter Liebe nicht gefesselt werden konnte und ein Sklave der Sinnlichkeit war, edle Gefühle nie hegen konnte, das schöne unglückliche Weib gar böslich mißhandelte und sie dem Hohne seiner rohen Genossen preisgab. Ihr Leben welkte schnell dahin und als sie dem einzigen Pfande ihrer unglücklichen Ehe, einem zarten Mägdlein, das Daseyn gegeben, fiel sie dem Tode anheim, froh der Befreiung aus den Händen ihres tyrannischen Eheherrn und nur darüber betrübt, daß sie ihr Kind in so schlimmen Händen zurücklassen mußte. Rurich bekümmerte sich nicht viel um das Sterben seines Weibes und eben so wenig um sein Kind; doch übergab er letzteres der vertrauten Zofe seines verstorbenen Weibes zur Erziehung und wies derselben ein eigenes Gemach an, wo sie das Kind pflegen konnte. Auch ließ er das Mägdlein taufen und ihm den Namen

Swanhilde beilegen. Die Familie seiner Gattin aber schwur dem Grafen Rache, als sie erfahren hatte, wie er ihre Tochter behandelt. Rurich aber verlachte ihre Drohungen. Er saß auf seiner festen Burg, wo ihm Niemand beikommen konnte und beherrschte die Gaue umher mit strenger Willkühr. So verfloß ein Jahr um das andere und Swanhilde wuchs zum hoffnungsvollen Mädchen und dann zur lieblich blühenden Jungfrau heran. Wir wollen den Leser nicht langweilen, indem wir ihm beschreiben, unter wie vielem Ungemache Swanhildens Blüthe sich entfaltete. Sie kannte von Jugend auf nur unangenehme Eindrücke, und ein halbes Wunder ist es zu nennen, daß das Mädchen in einer solchen Umgebung, wie die war, welche der Haushalt ihres Vaters bildete, nicht verdorben wurde. Sie bewahrte in dieser Lasterhöhle ihren reinen hohen Sinn und stand da als ein hehres Bild von Unschuld und Tugend unter so vielen Verbrechern jeder Art, von denen die Rurichsburg wimmelte. Ihr eigener Vater empfand eine Art Ehrfurcht vor seiner Tochter, und wenn er Gott und alle Menschen zu beleidigen gewohnt war, so enthielt er sich gegen seine Tochter nicht nur jeder Gewaltthat, sondern er beleidigte sie nicht einmal durch rohe Aeußerungen. Rallo, dem sonst Alles erlaubt war, hatte einst in Swanhildens Gegenwart ein unzartes Wort geäußert und den Engelssinn der Jungfrau dadurch gekränkt. Rurich wollte ihn auf der Stelle niederstoßen und nur Swanhildens Bitten verdankte der elende

Verbrecher sein Leben. Seit dieser Zeit galt die Jungfrau für den Schutzengel aller derer, die von Rurichs Leidenschaften Etwas zu befürchten hatten, und es gewährte ihr oft süße Lust, Schuldlose dem Grimm ihres Vaters zu entreißen. Rurich, der sonst keinen Menschen liebte, achtete oder schonte, fühlte sich oft durch der Tochter Fürbitte bewogen, eines seiner Schlachtopfer zu begnadigen und seine gränzenlose Leidenschaft wenigstens für den Augenblick zu zügeln. Deßwegen wurde Swanhilde auch als von einer höhern Macht begünstigt angesehen, und die alte Zofe, ihre treue Erzieherin, sprach oft zu der Jungfrau:

„Kind, Kind, du bist glücklich zu nennen, denn der Himmel hat dir die Gewalt verliehen, den Grimm und die brausenden Leidenschaften deines Vaters zu besänftigen. Aber ich weiß wohl, woher dir diese Gewalt gekommen ist, ja, ja, der Burggeist ist dir offenbar sehr zugethan. — Nun rede mir Nichts d'rein. Ich muß ja wohl glauben, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Ja, Kind, als du noch ein ganz klein Mägdlein warest und in der Wiege lagest, da habe ich manche Nacht bei dir gewacht und gesehen, wie dich der Burggeist besucht hat. Anfangs fürchtete ich mich gar sehr, wenn er kam, als ich aber wahrnahm, daß seinem Kommen nie eine feindliche Absicht zu Grunde lag, da schwand meine Furcht. Sieh, um Mitternacht trat er oft ganz leise in das Gemach, und ging an dein Bette, dich freundlich anblickend und segnend. Er sah gar liebreich aus, doch trugen seine schneebleichen Züge

Spuren von tiefem Schmerz. Gesprochen hat er nie, sondern nur leise geseufzt. Ein unsäglicher Schauder hat mich aber oft ergriffen, wenn er seinen Mantel auseinanderfallen ließ und ich dann wahrnahm, daß ein mächtiger Dolch in seiner Brust stack und sein weißes Unterkleid über und über mit Blut bespritzt war. Jetzt ist er schon lange nicht mehr erschienen; vielleicht ist er eingegangen in die Wohnungen des Friedens. Gott möge ihm die ewige Ruhe schenken!"

So sprach die Amme über den Burggeist, und jeder Bewohner der Burg hatte eine abweichende Meinung über ihn. Den Meisten schien er schrecklich und sie erzählten sich sonderbare Dinge über ihn, wie er um Mitternacht in der Burg herumlärme, bald in dem Rittersale oben, bald unten in den Verließen und Kellern sein Wesen treibe, wie sein Aussehen schrecklich und sein starrer Blick Entsetzen einflößend sey. Einige wollten ihn in langem weißen Gewande, andere in blanker Rüstung, ja manche gar in feuerstrahlendem Mantel gesehen haben. Alle Burgbewohner glaubten an sein Vorhandenseyn, nur Rurich und Rallo lachten über die Erscheinungen des Burggeistes, jedoch nur kurze Zeit. Denn eines Morgens kam Rallo frühe auf das Gemach seines Herrn und eine schreckliche Verwirrung lag auf seinen sonst steinharten Zügen. „Herr," rief er mit stierem Blicke dem Grafen zu, „Herr, er ist's! Er ist mir begegnet!"

„Wer? du Narr!" rief Rurich, sich zwingend, unwillig auszusehen, während sein Antlitz erbleichte.

„Wer?“ antwortete Rallo, „wer doch? der Gemordete. Im Gange neben dem Rittersaale ist er mir begegnet, als ich in vergangener Nacht in meine Kammer gehen wollte. Wie bleich sah er aus! Wie hat er mir mit dem Kreidefinger gedroht! Hu, hu! Und in seiner Brust stack der Dolch, den Ihr ihm als Pfand Eurer brüderlichen Liebe in jener Nacht ins Herz gestoßen. Seine weißen Gewande waren blutig, das habe ich nur zu gut gesehen bei dem blassen Lichtscheine, der von ihm ausging und von Zeit zu Zeit stand er still und seufzte: „Ach Allm! — Ach Allm —“!

Von dieser Zeit an mußte nun auch Rurich an die Erscheinung des Burggeistes glauben und er that es mit Schaudern und Entsetzen. Durchbebte ja doch den verstockten Sünder Rallo bei dem Gedanken an den Burggeist ein fröstelndes Entsetzen und er schwur, lieber sich den Dolch in die Brust zu stoßen, als ihm noch einmal begegnen zu wollen. Um diesen Schauder zu betäuben, wandten sie das nämliche Mittel an, durch welches sie ihre Gewissen in starren Schlaf gelullt hatten, sie betranken sich in altem Rheinwein, und wenn dann Himmel und Erde vor ihren trunkenen Sinnen verschwanden, verlor sich wohl auch der Burggeist aus ihrer Erinnerung. Indessen hatte sich das Gerede von dem Burggeist allum verbreitet und man begann das Haus zu scheuen, wo solch ein Wesen, wie es die verschiedenen Sagen schilderten, sich herumtrieb. So kam es, daß viele von Rurichs lustigen Gästen sich selten mehr

auf der Burg einfanden, und sie von Tag zu Tage öder wurde. Leichtlich kann man sich denken, wie diese Verödung zweien Menschen, wie Rurich und Rallo waren, die nur in rauschender Lust ihre Tage dahin zu bringen und ihr Gewissen zu betäuben gewohnt waren, so gar schrecklich seyn mochte. Je mehr aber diesen vor der Einsamkeit graute, desto willkommener war sie der lieblichen Swanhilde. Jetzt, da sie das Haus von den rohen, unbändigen Gästen leer sah, wagte sie sich aus ihrem stillen Gemache hervor und fand in den Geschäften einer sorgsamen Hausfrau Freude und Zeitvertreib. Nicht lange aber sollte diese Ruhe dauern.

Eines Tages nämlich trat Rallo zum Grafen und sprach: „Herr, dieses Klosterleben, welches auf unserer Burg herrscht, gefällt mir nicht im geringsten, und ich denke, es wird Euch ebenso ergehen. Daher habe ich einen Plan ausgesonnen, um unsere verödeten Hallen wieder mit lustigen Gästen zu erfüllen. Eure Tochter, die liebliche Maid, ist meiner Ansicht nach jetzt wohl mannbar, und wie wäre es, wenn man ihr einen tüchtigen Ritter zum Ehegemahle gäbe. Traun, ich denke, sie wird den Vorschlag nicht zurückweisen.“

„Daß dich die Pest!“ entgegnete Rurich, „der Vorschlag ist an und für sich nicht so übel; aber bedenke, daß ich geschworen, mein Kind nicht unglücklich zu machen. Ihre Wahl muß frei seyn, und ihr Gemahl darf nur ein biederber, ehrenfester Edelmann seyn.“

„Nun freilich,“ sprach der Knappe, „kommen die Worte biederb, ehrenfest nicht gar häufig unter uns vor; doch habe ich Nichts dagegen, wenn sie einen Heiligen heirathet, wenn nur diese verdammte Einsamkeit in der Burg wieder fröhlichen Festen und lustigen Banketten Platz macht. — Was meint Ihr, Herr, von dem jungen, frommen Rittersmann, der das Fräulein jüngst aus Todesgefahr rettete und sich nun als Gast auf der Burg aufhält? Ich habe wohl gesehen, wie zärtlich immer die Blicke der jungen Leute an einander hängen; ja, ja, das scheint ein rechter Bräutigam, gerade ein solcher, wie Ihr ihn für das Fräulein wünscht.“

„Wahrhaftig, du hast recht,“ erwiederte der Graf, „der fremde Jüngling soll meiner Tochter Gatte seyn. Zwar ergreift mich in seiner Gegenwart oft eine dunkle, drückende Ahnung, als ob ich mich vor diesem Fremdling sehr in Acht zu nehmen hätte, und ein sonderbares Gefühl steigt in mir auf, wenn er mich so anblickt mit den reinen, schuldlosen Augen; — aber das sind Tollheiten. Verlasse dich darauf Rallo, bald soll es wieder gar lustig hergehen auf Nurichsburg.“

Es sey uns erlaubt, nur kurz über den fremden Ritter zu berichten. Fräulein Swanhilde war einst mit ihrer Erzieherin in eine der Burg nahegelegene Kapelle, die aber beinahe zerfallen war, da sich kein Mensch um sie bekümmerte, gewallfahrtet. Als sie in das heilige Gebäude getreten war, sah sie einen schönen Jüngling in ritterlicher Kleidung

am Altare knieen, der ganz in Andacht versunken zu seyn schien. Das Geräusch, welches Swanhildens Eintreten verursachte, weckte ihn aus seiner Andacht und er richtete das große blaue Auge auf das Fräulein, welches bei seinem Anblicke leise erröthete. Auch er erröthete und ehrerbietig die Jungfrau grüßend, verließ er die Kapelle, schwang sich auf sein draußen angebundenes Roß und sprengte davon. Die Frauen verweilten lange in der Kapelle und traten erst, als es Abend zu werden begang, den Heimweg nach der Burg an, welcher sie durch einen dichten Wald führte. Damals wimmelten die schwäbischen Forste noch von Unthieren aller Art und so geschah es, daß den heimkehrenden Frauen ein Wolf begegnete. Ihren Schrecken kann man sich leicht vorstellen. Als aber das grimmige Thier nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt war, sprengte plötzlich der junge Ritter, welchen sie in der Kapelle gesehen, aus dem Gebüsche, sprang vom Pferde und warf sich mit gezücktem Schwerte dem hungrigen Wolfe entgegen. Ein kurzer, obgleich heftiger Kampf entspann sich, worin der Jüngling Sieger wurde und den Wolf erlegte. Bescheiden nahm er die dankenden Worte Swanhildens an und als ihn die Jungfrau schüchtern bat, er möchte sie nach Hause begleiten, um dort ihren und ihres Vaters innigen Dank für seine edle That zu empfangen, so gewährte er diese Bitte, doch konnte die Amme wohl bemerken, daß er die Bitte nur der holden Bittenden, nicht aber des zu erwartenden Dankes wegen gewährte. So kam Otto, wie sich der

fremde Jüngling nannte, auf Rurichsburg, und er hatte schon zu tief in die lieblichen Augen Swanhildens geschaut, als daß er der Bitte des Grafen, der Retter seiner Tochter möchte eine Zeitlang als Gast bei ihm bleiben, nicht recht gerne Folge geleistet hätte.

Allmählig näherten sich nun die Herzen des Jünglings und der Jungfrau und während des Erblühens ihrer gegenseitigen Neigung wurde Otto immer heimischer auf Rurichsburg. Des Jünglings Schicksale waren von Jugend auf immer seltsam gewesen. Seine frühesten Erinnerungen reichten in seine Kinderzeit zurück, wo er nach seiner Angabe in einem stattlichen Schlosse wohnte und von einer liebevollen Mutter gepflegt, von einem zärtlichen Vater geherzt worden sey. Dann aber sey er mit seiner Mutter in einer finstern Sturmnacht aus der Burg verstoßen worden und sey in ein Kloster gekommen, dessen Nonnen seine Mutter und ihn freundlich aufgenommen haben und denen er seine erste Erziehung verdanke. Als zwölfjähriger Knabe sey er an dem Sterbebette seiner guten Mutter gestanden, und in ihren letzten Augenblicken habe sie ihm vertraut, sein Vater sey ein mächtiger Edelmann gewesen und unter Mördershänden elendiglich umgekommen. Ein fürchterlicher Eid, hatte die Sterbende gesagt, verbiete ihr den Namen ihres gemordeten Gemahles und die näheren Umstände seiner Ermordung zu nennen. Aber sie gab ihrem Sohne ihren Ehering mit den Worten: „Dein Vater hat ebenfalls einen Ring getragen, der

diesem Ehering völlig gleich ist. Gehe hinaus in die Welt und suche den Mörder deines Vaters, ich darf dir den Namen desselben nicht nennen, aber daran sollst du ihn erkennen, daß er den Gefährten dieses meines Ringes an der Hand trägt, denn als er deinen Vater mordete und dir dein Erbe raubte, hat er den Ring von der starren Hand des Todten gezogen und sich ihn an den Finger gesteckt." So erzählte der Jüngling und setzte noch hinzu, daß er, waffenfähig geworden, unter dem Frankenkönig Pipin sich die goldenen Sporen verdient und Ritterschlag erhalten habe, nun aber umherziehe, um den Räuber seines Erbes und den Mörder seines Vaters aufzusuchen.

So ausführlich hatte indessen Otto noch nie über seine Verhältnisse gesprochen, außer eines Tages, als ihm der Graf zu verstehen gab, er sehe es nicht ungern, wenn der ritterliche Jüngling um seine Tochter Swanhilde werbe, doch müsse er ihn vorher auch über seine Familie und seine Verhältnisse belehren. Der Jüngling erzählte Alles, was wir gerade angegeben haben, offenherzig, bemerkte aber nicht, wie Rurich während der Erzählung immer blässer wurde und zuletzt so heftig zitterte, daß er sich niedersetzen mußte. Als Otto seine Erzählung geendet, verließ ihn der Graf schnell und suchte Rallo auf. Er fand diesen wie gewöhnlich beim Humpen und theilte ihm nun mit, was er so eben von Otto gehört hatte. Eine schreckliche Ahnung ging den Verbrechern auf. „Herr," stammelte Rallo,

„das ist eine verteufelte Geschichte. Nach allen diesen Anzeichen können wir kaum noch zweifeln, daß dieser Otto der Sohn Eures Bruders ist und nun hieher kam, um sich und ihn zu rächen. Ich sagte auch immer, wir hätten die ganze Brut vertilgen sollen. Auch die Geschichte mit dem Ring ist gar wunderbarlich; denn ich weiß, Ihr habt ihm wirklich seinen Siegelring abgenommen und an Eure Hand gesteckt. Auch habt Ihr Euch schon oft darüber beklagt, daß Ihr seit jener Stunde nicht im Stande gewesen wäret, das Kleinod von Eurem Finger zu bringen, weder durch Kunst noch durch Gewalt. — Doch beruhigt Euch und sucht nur für einige Tage Eure alte Verstellungskunst hervor. Ich will mich unterdessen zu überzeugen suchen, ob Otto wirklich der sey, für welchen wir ihn halten. Auf jeden Fall müssen wir ihn sicher machen. Veranstaltet es also, daß in einigen Tagen Euer Töchterlein ihm verlobt wird. Unterdessen werde ich schon ein Mittel ausfindig machen, ihn, wenn er wirklich Eures Bruders Sohn seyn sollte, aus dem Wege zu räumen.“ —

Wenige Tage später wimmelte Nurichsburg von lustigen Gästen. Der Graf hatte alle seine Bekannten zur Verlobungsfeier seiner Tochter mit dem ritterlichen Otto eingeladen, und ein fröhlicher Schwarm füllte die Säle und Gemächer, welche seit einiger Zeit so ganz verödet gewesen waren. Das Brautpaar trat in den großen Rittersaal, die Jungfrau mit lieblichem Erröthen, der glückliche Jüngling mit freudestrahlendem Gesicht. Die Gäste bildeten einen

Kreis um die jungeu Leute und der Graf nahte sich, um ihre Hände ineinanderzulegen. Da wurde Otto plötzlich blaß, ein schauderndes Gefühl durchzitterte seine Glieder; — an der Hand des Vaters seiner Braut hatte er den Ring seines gemordeten Vaters erkannt. —

Mit Mühe vermochte der Jüngling sich zu fassen, um durch auffallendes Benehmen nicht eine Störung zu veranlassen. Den ganzen Tag über aber blieb er finster und verschlossen. Oft ruhte theilnehmend fragend der Blick seiner holden Braut auf ihm, und ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund, wenn er ihr Auge also auf sich weilen sah. Als die Nacht eingebrochen war, verließ er den rauschenden, frohen Kreis der Gäste und begab sich von den mannigfachsten und schmerzlichsten Gefühlen gepeinigt, auf sein einsam Gemach. Rallo, der ihm dahin geleuchtet hatte, kehrte in den Rittersaal zurück, zog den Grafen, dessen Augen in trunkenem Muthe glänzten, in eine Ecke und sprach: „Edler Herr, heute Nacht muß das Jüngelchen umkommen. Ich habe ihn seit einigen Tagen und besonders heute scharf beobachtet und wohl gemerkt, daß wir uns in unseren Vermuthungen wirklich nicht getäuscht. Otto ist Euers Bruders Sohn und seit heute früh weißt er, daß der Vater seiner Braut der Mörder seines Vaters ist; denn er hat ja seines Vaters Siegelring an Eurer Hand erkannt. Darum ist die Sache rasch anzugreifen. Ich will schon mit ihm fertig werden."

„Wahrlich," entgegnete der Graf, „ich sehe keinen andern Ausweg aus dieser bösen Geschichte. Harre noch ein paar Stunden, bis du versichert seyn kannst, daß der Junge schläft, und dann fasse ihn in Gottes Namen fest und sicher!"

Unterdessen hatte sich Otto unruhig auf seinem Lager hin und hergeworfen, und zwischen Zweifel, Angst und Racheluft war er endlich kaum entschlafen, als ihn ein leiser Schlag auf die Schultern weckte. Er schlug die Augen auf und vor ihm stand ein ehrwürdiger Greis in weißem Gewande, und schaute ihn liebreich an. Otto sprang vom Lager. „Wer bist du?" fragte er laut den unerwarteten Besucher.

„Sohn, mein lieber Sohn!" erwiederte die Gestalt mit melodischer Stimme.

„Ha, was ist dieses? rief der Jüngling, auf seine Kniee sinkend, „darf ich es glauben, daß du der Geist meines Vaters bist?"

„Ja," erwiederte der Geist, dem Jünglinge winkend aufzustehen, „ich bin der Geist deines gemordeten Vaters. Zwanzig Jahre habe ich nun auf meinen Rächer gewartet. Endlich ist er gekommen. Mein Sohn, diese Burg ist dein Erbtheil, der, an dessen Hand du heute meinen Siegelring gesehen, hat es dir entrissen, hat mir den Dolch in die Brust gestoßen, und deine Mutter hinausgeworfen in dunkler Nacht aus ihrer Wohnung, damit sie und du umkämen in Jammer und Noth."

„Ich will dich rächen, Vater," rief der Jüngling,

„ich will meine gute Mutter und mich selbst an dem Wüthriche rächen."

Der Geist schien diese Worte zu billigen und winkte dem Jüngling, ihm zu folgen. Otto ergriff sein Schwert und folgte der leise vor ihm hingleitenden Erscheinung, welche ihn durch mehrere Gänge und endlich durch geheime Treppen hinabführte, in die Verließe der Burg. Hier blieb die Erscheinung vor einer schweren Eisenthüre stehen, welche sie durch eine leichte Berührung eröffnete.

„In diesem Kerker," sprach dann der Geist, „wirst du Jemanden finden, welcher dir die Schicksale deines Hauses erzählen und dir sagen wird, was du zu thun hast. Folge seinen Worten und halte dich meines Segens versichert."

Otto betrat das unterirdische Gemach und fand hier jenen alten Leibknappen, von dem wir oben den bösen Rallo sagen ließen, daß er den Planen der Bösewichter gegen seinen Herrn einst entgegengearbeitet habe. Die Buben hatten den Greis in jener Schreckensnacht in das unterirdische Verließ geworfen, und in einer Reihe von zwanzig Jahren hatte er des Tageslicht nicht mehr geschaut. Sein einziger Trost waren die geheimnißvollen Besuche gewesen, welche er von seinem ermordeten Herrn allnächtlich erhielt, wobei ihm der Geist die Schauderthat seines leiblichen Bruders enthüllte und ihm eröffnete, sein Sohn werde einst kommen, um Rache zu nehmen an seinem Mörder, und dann, in Liebe mit der Tochter desselben verbunden, das ungeheure Ver-

brechen zu söhnen. Alles dieses nun erfuhr Otto von dem Gefangenen, der den Sohn seines unglücklichen Herrn mit Freudenthränen begrüßte. Der Jüngling schauderte anfangs bei der Erzählung des Greisen, denn daß der Mörder seines Vaters dessen Bruder sey, hatte er nie geahnt. Als der Gefangene seine Erzählung geendet, und dem Jünglinge die Ermordungsscene noch einmal vor Augen geführt hatte, verließ dieser das Gefängniß, das Rächeramt zu verwalten.

Unterdessen war Rallo, den Dolch in der Mordfaust, auf Ottos Gemach geschlichen, um den Jüngling zu ermorden. Als er ihn nicht auf dem Lager gefunden, durchschlich er die Burg, um sein Opfer zu erhaschen. Eben wollte er um eine scharfe Ecke biegen, welche zwei ineinander laufende Kreuzgänge bildeten, als ihm Otto begegnete. Der Mond schien hell und der Mörder erkannte sein Opfer. Er drückte sich in den Schatten eines Pfeilers, um nicht von dem Jünglinge gesehen zu werden, und als dieser rasch an ihm vorübereilte, sprang er auf ihn zu und wollte ihm eben den Dolch in's Genick stoßen, als er von unsichtbarer Gewalt erfaßt und zu Boden geschleudert wurde, so daß er in seine eigene Waffe stürzte. Das Geräusch, welches sein Fall verursachte, bewog den Jüngling zu stehen. Er schaute sich um, der Mond beschien hell das im Todeskampf sich verziehende Gesicht Rallos und Otto erkannte ihn nun. „Ha," rief er „Schurke, bist du es? Ich sehe, das Gericht Gottes hat dich ereilt.

Wehe dir!" Mehr sagte er nicht, sondern eilte weiter. Der sterbende Rallo aber wälzte sich in seinem Blute, und seine Seele schied sich von dem Körper, während des Bösewichts Mund Verwünschungen gegen Gott und den Himmel aussprudelte.

Im Rittersaal waren die Männer noch voller Lust und Freude, und die Humpen und Kannen kreisten noch immer in lebhaftem Wetteifer. Am fröhlichsten war Rurich und seine Freude ging immer mehr in Ausgelassenheit über. Da wurde plötzlich die Thüre aufgestoßen und mit gezücktem Schwerte und zornsprühendem Blicke stürzte Otto herein. Rurich, obgleich bis zur Besinnungslosigkeit berauscht, mochte fühlen, daß seine letzte Stunde gekommen und sprang zitternd und erblassend von seinem Sitze auf.

„Mörder meines Vaters!" donnerte ihm der Jüngling zu, „ziehe dein Schwert! Ich will dich nicht wehrlos niederstoßen, wie du an meinem Vater gethan. Vertheidige dich, aber gedenke, wie meinem Vater nicht sein letztes Gebet vergönnt war; wie dein Dolch seinen Lebensfaden abriß, ehe er seinen letzten Stoßseufzer auszusprechen im Stande war: „Ach Allm —!"

So rief Otto und drang auf Rurich ein. Jähes Entsetzen fesselte die anwesenden Gäste und ehe einer der Männer sich dazwischen werfen konnte, hatte auch Rurich schon die Wehre gezogen, die Schwerter klirrten zusammen und mit durchstoßener Brust sank der Brudermörder nieder.

Jetzt fuhren alle Anwesenden rasselnd von ihren Sitzen auf, und in diesem Geräusche verwehte das letzte Röcheln des Sterbenden. Otto stand vor ihm da, auf seine Waffe gestützt, siegend und glorreich wie ein Todesengel. Die Gäste aber rissen ihre Degen von der Wand und ein tobendes Geschrei erhob sich unter ihnen: „Verrath, Verrath! Greifet den schändlichen Mörder des edlen Grafen, zerhauet ihn in Stücken, den Schandbuben, der den Vater seiner Braut im festlichen Saale gemordet!“ So schrieen die Gäste und schickten sich an, die Worte durch die That zu befolgen. Aber plötzlich erschütterte ein gewaltiger Schlag die Burg, so daß die wüthenden Gesellen alle auf ihre Sitze zurücktaumelten, und in des Saales Mitte stand, von hellem Lichtscheine umleuchtet, die ehrwürdige Gestalt des Burggeistes.

„Fürchtet mich nicht,“ sprach er milde, „ich komme nur, um zu sagen, daß dieser Jüngling der rechtmäßige Besitzer dieser Burg ist, und daß sein Schwert, welches in die Brust Rurichs getaucht, ein gerechter Rachestahl war, den die ewige Gerechtigkeit für meinen Mörder geschärft. Habe Dank, mein Sohn!“ fuhr er fort, sich zu dem Jüngling wendend, „nenne dich und dein Geschlecht Achallm, und sey glücklich mit der engelreinen Swanhilde!“ —

Wenige Tage nachher saß Otto in schweren Sorgen auf seinem einsamen Gemache. Die jüngste Vergangenheit schien ihm ein verworrener Traum, und es war ihm, als sey ihm dieser Traum auch jetzt noch nicht entwichen. Er war als rechtmäßiger

Herr des ansehnlichen Erbes seines Vaters anerkannt worden, und seine Vasallen hatten ihm gehuldigt. Aus einem namenlosen Abentheurer war er in wenigen Tagen ein mächtiger Edelmann geworden; er hatte seinen Vater gerächt und seine Pflicht erfüllt; dennoch aber war er nicht fröhlich und sein Antlitz trug Spuren tiefer Trauer. Da wurde Fräulein Swanhilde ihm gemeldet und der Jüngling stand auf, um die Geliebte zu empfangen. Die Jungfrau trat ein, tiefen Kummer auf dem lieblichen Antlitze, im Auge Thränen. Die Liebenden standen einander eine Zeit lang schweigend gegenüber; endlich sprach Swanhilde wehmüthig: „Ich komme, um dir mein Lebewohl zu bringen. Die mitleidige Aebtissin des Frauenklosters, welches auch dir einst zu Schirm und Schutz diente, hat mir eine Freistatt versprochen. Lebe wohl, und sey glücklich!"

Dem Jüngling schienen zwar diese Worte nicht unerwartet zu klingen, aber sein Gesicht trug bei Anhörung derselben Zeichen des rührendsten Schmerzes: „Wie," rief er, „du wolltest mich verlassen? Nein es kann, es darf nicht seyn. Du hast meine Handlungsweise nicht mißdeuten können! Wirf die Vergangenheit hinter dich. Wir wollen der vergangenen Gräuel nicht mehr gedenken, aber bedenken sollst du, daß sie nur gesöhnt werden können, wenn du, holdes, reines Wesen, deine Liebe mir nicht entziehst. Sprich, o sage, kannst du dich von mir trennen?" — Im rührendsten Liebestone hatte der Jüngling diese

Worte gesprochen. Sein Flammenblick ruhte auf Swanhilden. Sie blickte ihn an, sie konnte dem mächtigen Gefühl nicht widerstehen und sank weinend in seine Arme. „Ich bleibe bei dir," lispelte sie, „nichts wird mich von dir trennen!" —

I n h a l t.

	Seite
Der rothe Zwerg	5
Die Nonne	29
Der Minnesänger	45
Die Brüder	63
Die silberne Glocke	77
Das Raubschloß	85
Der Ring	113
Die Heimkehr	121
Die Nixe und der Fischer	149
Der Graf von Zollern und die Würtembergerin	175
Das Bergmännlein	191
Der Burggeist	221

Reutlingen,
Verlag der lithographischen Anstalt und
Verlagsbuchhandlung
von
Joh. Conr. Mäcken jun.
1836.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherr, Johannes,

Sagen aus Schwabenland

Reutlingen 1836

P.o.germ. 1271 gb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119087-2